
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Hildesheim,
Köln und Osnabrück

März 3/2019

71. Jahrgang

Aus dem Inhalt

Dieter Prass

**Das katholische Hochschulzentrum „QuellPunkt“
im Forschungscluster Produktionstechnik**

Idee und Erfahrungen eines neuen pastoralen Lernortes

Nicole Hennecke

Fürchtet euch nicht!

Anmerkungen zum Populismus

Paul Petzel

Zwischen Bildverbot und katholischer Bilderliebe

Anmerkungen zu einer Theologie der Bilder und der Kunst

PASTORALBLATT

Inhaltsverzeichnis

Uta Raabe	
„Was willst du, dass ich dir tue?“	65
<hr/>	
Dieter Prass	
Das katholische Hochschulzentrum „QuellPunkt“ im Forschungscluster Produktionstechnik	
Idee und Erfahrungen eines neuen pastoralen Lernortes	67
<hr/>	
Bernhard Sill	
Cogito ... oder Cogitor ergo sum?	73
<hr/>	
Nicole Hennecke	
Fürchtet euch nicht!	
Anmerkungen zum Populismus	81
<hr/>	
Paul Petzel	
Zwischen Bildverbot und katholischer Bilderliebe	
Anmerkungen zu einer Theologie der Bilder und der Kunst	87
<hr/>	
Leserbriefe	94
<hr/>	



Liebe Leserinnen und Leser,

Theologie und Zukunftstechnologie sind nicht unbedingt eine selbstverständliche und überall anzutreffende Paarung. Und doch: Will Kirche sich nicht aus der sich immer weiter entwickelnden Welt ausklinken und in das Schneckenhaus nur sie selbst und vielleicht einige Wenige betreffender Fragen bzw. Antworten zurückziehen, dann gehört auch der Wissenschaftsdialog zu ihren Aufgaben. Einen sehr konkreten Schritt in diese Richtung ist man im Bistum Aachen mit der Installierung des katholischen Hochschulzentrums „QuellPunkt“ auf dem Campus Melaten gegangen. Entstehungsgeschichte, Konzeption, erste praktische Erfahrungen wie auch einen Blick auf noch zu Klärendes bietet **PR Dieter Praas** als einer der beiden hauptamtlichen kirchlichen Mitarbeiter vor Ort.

Mit René Descartes' „Ich denke, also bin ich“ („Cogito ergo sum“) wurde spätestens die Wende zum Subjekt eingeleitet. Das denkende Ich wird zum Ausgangspunkt der Welt. Ausgehend von Franz von Baaders späterer Replik, der solcher „Verursprünglichung“ des Menschen die immer schon vorangehende göttliche Ursprünglichkeit gegenüberstellt und entsprechend das „Ich denke“ durch ein „Ich werde gedacht“ („Cogitor“) ersetzt, geht der Eichstätter Moralthologe **Prof. Dr. Bernhard Sill** der tiefen menschlichen Sehnsucht nach, wahrgenommen zu werden. Sie findet in Gott ihre Entsprechung.

„Populismus“ ist ein Begriff, den man hierzulande in den verschiedensten Zusammenhängen hört. Eine Klärung dessen, was gemeint ist, und eine Ermutigung zur christlichen Positionierung gegen Populismus in seiner auf Ausschluss und Ausgrenzung bedachten Eigendefinition, was „Volk“ ist und zu sein hat, bietet die Pastoralreferentin und Trierer Kirchenrechtlerin **Dr. Nicole Hennecke**.

Gymnasiallehrer für katholische Religion und Kunst mit systematisch-theologischer Dissertation im Hintergrund – das dürfte eine ideale Voraussetzung sein für die Beschäftigung mit dem Thema Bild und Theologie, genauer: mit der Frage nach einer Theologie des Bildes. Sie ist ein mehr als dringendes Desiderat in Zeiten des „iconic“ bzw. „pictorial turn“ – der Bilderwende. Gemeint ist die Überflutung mit Bildern auf allen Ebenen, die im Zeitalter der Digitalisierung noch einmal ganz neue Möglichkeiten erreicht hat. Den Anforderungen an eine Theologie des Bildes in solchen Zeiten geht **Dr. Paul Petzel** aus Andernach, dessen Qualifikationen oben benannt wurden, sowohl grundsätzlich als auch anhand der Besprechung zweier einschlägiger neuerer Veröffentlichungen zum Thema nach, die sich beide durch Qualität wie mehrbändigen Umfang auszeichnen.

Mit diesem Mix aus pastoraler Praxis, spiritueller Nachdenklichkeit, Stärkung zum Mitdiskutieren in herausfordernden Zeiten wie Erschließung theologischer Denkwelten überlasse ich Sie gerne der eigenen inneren Vorbereitung auf die Osterzeit und grüße Sie herzlich

Ihr 

Gunther Fleischer

Impuls

Uta Raabe

„Was willst du, dass ich dir tue?“

Manchmal kann man – so sagt man – dem anderen von der Nasenspitze ablesen, was er gerne möchte. Andere können das vermeintlich von den Augen ablesen. Man meint, die Gefühle und Wünsche des anderen ohne Worte zu erkennen. „Das sehe ich Dir doch an, was du willst!“ Manchmal klappt das auch, oft aber auch nicht. Besonders dann, wenn jemand zu wissen glaubt, was das Beste und das Richtige für den Anderen ist.

Wie sehr solche non-verbale Kommunikation trügen kann, habe ich erlebt, als ich vor einiger Zeit aus der Straßenbahn ausstieg und in Begleitung eines Menschen im Rollstuhl war. Vor der Straßenbahn warteten viele Fahrgäste und ich schob meinen Begleiter rückwärts aus der Bahn. An der Seite stand ein junger Mann, der sich halb in die Tür schob. Etwas genervt sagt ich zu ihm: „Können wir erst mal aussteigen?“, denn ich dachte, er wollte sich an uns vorbei in die Bahn quetschen. Er schüttelte den Kopf und meinte nur: „Ich wollte doch nur die Tür für Sie blockieren, damit sie sich nicht automatisch schließt ...“. Was für ein Missverständnis! Auf dem weiteren Weg schüttelte ich nur den Kopf, dass ich seine Geste so missverstanden habe.

Die Begegnung des blinden Bartimäus mit Jesus lässt keinen Platz für Missverständnisse. Denn am Anfang der Begegnung steht die Frage Jesu: „Was willst du, dass ich Dir tue?“ (Mk 10,51).

Der Blinde hört, dass Jesus vorbeizieht; dieser Jesus von Nazareth, von dem die Menschen erzählten, dass er durch die Städte und Dörfer zog und alle Leiden und Krankheiten heilte. Bartimäus ist sich sicher, dass er, der Sohn Davids, Erbarmen mit ihm haben wird. Er kämpft sich durch, er überwindet die Widerstände der anderen, die ihm gegenüber verärgert reagieren. Und Jesus hat Erbarmen. Er bleibt stehen, lässt den an sich heran, der den anderen lästig ist. Er wendet sich dem Blinden zu mit der Frage, die den Beginn einer Beziehung und seiner Nachfolge markiert: „Was willst du, dass ich dir tue?“.

Jesus fragt nicht „Was willst du?“ oder „Sag mir, was du haben willst“. Er begegnet ihm auch nicht mit der Haltung: „Ich weiß schon, was du brauchst oder willst.“, oder gar: „Ich weiß schon, was für dich gut und das Beste ist.“. Nein, er begegnet ihm zuerst mit einer Frage.

Es ist die Frage, die in die Beziehung führt. Sie führt zunächst einmal zu mir selbst. Sie hilft mir, mir über mein eigenes Wollen, meine Sehnsüchte und Bedürfnisse klarer zu werden. Was will ich? Was will ich vom anderen? Was will ich in unserer Beziehung? Und egal wie die Antwort auch ausfällt: Sie kann nicht ohne den Anderen gedacht werden. Denn die Frage fordert heraus, mir Gedanken darüber zu machen, was der andere mir tun soll. Sie führt von mir zum anderen und von ihm zurück zu mir.

Und schließlich lässt sie Raum in der Beziehung, denn es ist noch lange nicht gesagt, dass das, was ich vom anderen möchte, mir auch gegeben wird.

Bartimäus äußert den Wunsch, dass er wieder sehen möchte, denn er glaubt, dass dieser Jesus in der Lage ist, seinen Wunsch zu erfüllen. Und genau das spricht Jesus ihm zu: Dein Glaube hat dir geholfen.

Es sind oft die kleinen Dinge, die den Unterschied machen. In der jesuanischen Frage ist es der Nebensatz.

Das katholische Hochschulzentrum „QuellPunkt“ im Forschungscluster Produktionstechnik

Idee und Erfahrungen eines neuen pastoralen Lernorts

„Die Präsenz eines katholischen Hochschulzentrums ist [...] der Beginn des Abenteuers, des unerlässlichen Wagnisses kirchlicher Verunsicherung.“¹ Wolfgang Beck formulierte diese Aussage bei seinem Vortrag zur Eröffnung des katholischen Hochschulzentrums „QuellPunkt“ in Aachen. Der folgende Beitrag stellt dieses Abenteuer näher vor, indem er den räumlichen Kontext und die Entstehungsgeschichte nachzeichnet (I), Einblicke in konzeptionelle Überlegungen gibt (II), von von ersten praktischen Erfahrungen berichtet (III) und ein vorläufiges Fazit zieht (IV).

1. Räumlicher Kontext und Entstehungsgeschichte

In Aachen entsteht mit dem Campus Melaten (seit 2010) und dem Campus West (in Planung) auf ca. 0,8 km² eine der größten technologieorientierten Forschungslandschaften Europas.² In enger Kooperation von Forschungseinrichtungen der RWTH Aachen University, universitätsnahen Instituten und Industrieunternehmen werden Zukunftsthemen wie etwa Biomedizintechnik, Nachhaltige Energie, Elektromobilität oder Industrie 4.0 bearbeitet. In 16 so genannten Forschungsclustern sollen künftig

bis zu 10.000 Personen hier arbeiten. Als die Dimensionen der entstehenden Forschungslandschaft in der zweiten Hälfte der Nullerjahre immer deutlicher wurden, tauchte innerhalb des Bistums Aachen die Frage auf, inwieweit dieser Forschungscampus auch eine pastorale Herausforderung darstelle. Angeregt wurde diese Frage sowohl aus dem Bereich der Katholischen Hochschulgemeinde wie auch aus der Citykirchenpastoral. Umgekehrt gab es vereinzelt Stimmen von Professoren, die den Bedarf sowohl eines spirituellen Angebotes als auch eines Angebotes in der Schnittstelle von Technik – Ethik – Theologie aufzeigten. Seit dem Jahr 2009 wurde ein Pastoralreferent mit halber Stelle beauftragt, eine kirchliche Präsenz auf dem Campus Melaten zu entwickeln. Schnell zeigte sich, dass es eines hohen finanziellen Einsatzes des Bistums bedürfen würde, um ein adäquates pastorales Angebot zu schaffen. Über einige Jahre war daher ungewiss, ob ein solches Projekt realisiert werden könnte, zumal sich zwischenzeitlich die evangelische Kirche aus finanziellen Erwägungen aus dem ursprünglich ökumenisch angelegten Projekt zurückgezogen hatte. Schließlich wurde eine Entscheidung für das Projekt getroffen. Das Bistum mietete Räumlichkeiten mit einer Fläche von ca. 350m² im Erdgeschoss des Clusters Produktionstechnik für 10 Jahre an und leistete den Innenausbau in Eigenverantwortung. Entstanden sind ein Raum der Stille (ca. 100m²) mit Kunstwerken des Bildhauers Klaus Simon, ein Multifunktionsraum mit Bühne, ein Seminarraum und ein Büro.³ Mit Pastoralreferent Dieter Praas und Pastoralreferentin Lucia Pfeiffer sind derzeit zwei hauptberufliche Personen im QuellPunkt tätig. Im Januar 2018 konnte Eröffnung gefeiert werden. Aufgrund seiner von der ‚klassischen‘ Hochschulpastoral abweichenden Ausrichtung ist der QuellPunkt keine Dependence der KHG Aachen, sondern ein eigenständiges katholisches Hochschulzentrum.

2. Konzeptionelle Überlegungen

Wenn das „Abenteuer“ QuellPunkt wirklich als ein solches ernst genommen werden soll, kann am Anfang kein fertiges Konzept stehen. So lautet auch der Auftrag des Bistums an uns⁴, in den ersten beiden Jahren erste Raumerkundigungen vorzunehmen, Erfahrungen zu sammeln, Formate zu testen und daraus ein erstes Konzept zu entwickeln. Daneben gab und gibt es in der Startphase zusätzlich zu diesem grob umrissenen Auftrag ein Rüstzeug an Haltungen, Hypothesen und pastoraltheologischen Überzeugungen, die die Arbeitsweise bestimmen und Orientierungspunkte setzen. Diese werden hier skizziert.

a) Zielgruppe(n)

Das Bistum Aachen verbindet mit dem QuellPunkt den Anspruch, ein Angebot für alle Menschen auf dem Campus Melaten zu etablieren. Damit wird eine Entwicklung aufgegriffen, die in den Dokumenten der deutschen Bischöfe⁵ und des Bistums Aachen⁶ zwar angedeutet ist, aber in diesen Texten nicht im Zentrum steht: Neben Studierende sind ebenso Promovierende, wissenschaftliche und nicht-wissenschaftliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, Dozentinnen und Dozenten in den Blick der Hochschulpastoral zu nehmen. Hinzu kommen im Fall des Campus Melaten noch die Angehörigen der hochschulnahen Institute und der privatwirtschaftlichen Unternehmen. Inwieweit dieser Anspruch einlösbar sein wird, ist ein Aspekt des anstehenden Abenteuers. Erste Erfahrungen dazu liegen vor (s. III).

b) Programmatische Orientierungen

An der Fensterseite des QuellPunkts findet sich ein Zitat des früheren Aachener Bischofs Klaus Hemmerle: „Moderne Technik und das Gespräch der Kulturen und Traditionen: hier liegt eine Grundaufgabe für die Menschlichkeit unserer Zukunft.“⁷ Auf den

ersten Blick liegt Hemmerle hier begrifflich auf einer Linie etwa mit Stephen Hawking: „Unsere Zukunft ist ein Wettlauf zwischen der wachsenden Macht unserer Technologien und der Weisheit, mit der wir davon Gebrauch machen. Wir sollten sicherstellen, dass die Weisheit gewinnt.“⁸ Doch Hemmerle propagiert nicht den Wettlauf zwischen Weisheit und Technik, sondern den Dialog. Sein Zitat aus der Dankesrede zur Verleihung der Ehrendoktorwürde der Philosophischen Fakultät der RWTH Aachen steht für eine programmatische Grundausrichtung des QuellPunkts: Auf der Basis des christlichen Menschenbildes ist der QuellPunkt einer menschlichen Zukunft verpflichtet. Die Verwirklichung einer solchen menschlichen Zukunft lässt sich nicht allein technisch realisieren. Kulturen und Traditionen leisten hier einen wertvollen Beitrag, und zwar nicht in Opposition zur Technik, sondern im Dialog. Zudem ist Technik nicht losgelöst von ihrem kulturellen Entstehungskontext und Deutungshorizont und somit von ihren kulturellen Abhängigkeiten her zu betrachten. Der QuellPunkt möchte dieses Gespräch zwischen Technik, Kultur und Traditionen fördern und bringt dazu vor allem – aber nicht ausschließlich – die eigene christliche Tradition und Kultur in das Gespräch ein. Dabei ist klar, dass das Anliegen der Förderung eines solchen Gespräches selbst wiederum Ausdruck der eigenen christlichen Kultur ist und somit von Voraussetzungen ausgeht, die selbst kulturell geformt sind. Dieses Gespräch kann und darf dabei keine Einbahnstraße sein. Wenn im QuellPunkt das Gespräch der Kulturen und Traditionen gefördert wird, impliziert das auch den Wunsch, nach dem zu suchen, was in Kultur und Traditionen Anderer an Bereicherndem für die eigene christliche Kultur und Tradition enthalten ist. So entfaltet sich der QuellPunkt als ein doppelter Lernort.

Wenn ein solches Gespräch zwischen Technik und Weisheit⁹ gefördert wird, führt dies zur Frage nach dem Spezifikum eines christlichen Beitrags zu diesem Gespräch – jenseits des Anliegens, ein solches Gespräch

zu fördern. Damit stellt sich hier eine Frage, die auch an anderer Stelle in der Pastoral relevant ist: Für welche Inhalte stehen wir? Was macht uns aus? Es geht hierbei letztlich um Fragen der Identität des Quellpunkts, und zwar nicht in Unterscheidung zu anderen kirchlichen Akteuren, sondern in Unterscheidung zu den anderen Akteuren vor Ort. Der spezifische Beitrag, den der Quellpunkt im Hinblick auf die Forschungslandschaft im Campus Melaten leisten kann, ist, in einem naturwissenschaftlich-technischem Umfeld die Transzendenzfrage offen zu halten. Dieses Offenhalten geschieht selbstverständlich nicht nur im Rahmen des Diskurses beispielsweise forschungsethischer Fragestellungen. Die Transzendenzfrage offen zu halten, zeigt sich sehr ausdrücklich in den spirituellen Angeboten, aber auch in Angeboten von Kunst und Kultur und allein schon in der Existenz und Präsenz des Hochschulzentrums. Ein solcher Transzendenzverweis mag je nach persönlicher Disposition der Menschen am Campus bestärkend, irritierend, irrelevant oder störend wirken. Damit stellt er aber eine Intervention im Forschungsalltag dar und entspricht der – nach Metz – kürzesten Definition von Religion: Unterbrechung. Der Quellpunkt möchte damit das Angebot machen, die persönliche und gesellschaftliche Relevanz des christlichen Glaubens und der Sozialform Kirche (neu) zu entdecken. Dazu braucht es eine für die Nutzerinnen und Nutzer erfahrbare Relevanz, Bedeutung oder Nützlichkeit der Angebote des Quellpunkts. Angebote, die von der definierten Zielgruppe im Hinblick als irrelevant und nutzlos auf die eigene Person oder die Gesellschaft hin erfahren werden, haben keine Zukunft, so relevant und bedeutungsvoll sie auch den Anbietern erscheinen mögen.

So will der Quellpunkt im doppelten Sinne einen Raum anbieten für Pausen im Arbeits- und Studienalltag, für Lernphasen, für Stille, Gebet, Gottesdienst, für Diskussion, Reflexion und Vernetzung, Freiraum für Experimente, Gedanken, Erzählungen, für Entfaltungsmöglichkeiten, für Sinn und

Transzendenz Erfahrungen. Dabei versteht sich der Quellpunkt nicht als (räumliche) Sonderwelt, sondern als Teil des Sozialraumes „Campus Melaten“. Dies zeigt sich in der Entscheidung des Bistums, sich in das Clustergebäude „Produktionstechnik“ einzumieten. Auf die Betonung eines räumlichen Alleinstellungsmerkmals wie des Raums der Stille muss dabei nicht verzichtet werden. Der Quellpunkt ist damit ein pastoraler Raum im Sinne einer raumgebenden Pastoral, die „(religiöse) Gelegenheiten für sinnvolles und erfülltes Leben und Gestalten [...] bietet.“¹⁰ Der Quellpunkt kann sich so zum Lern- und Entdeckungs-ort für die Menschen auf dem Campus und darüber hinaus entwickeln.

c) Grundhaltungen

Neben diesen ersten pastoraltheologischen Wegmarkierungen sind bestimmte Grundhaltungen für uns wichtig, mit denen wir die Aufgabe, den Quellpunkt zu entwickeln, angehen:

- *Gastfreundschaft und Willkommenskultur*: Wir möchten gastfreundlich sein. Hierzu gehören verlässliche Öffnungszeiten, eine offene Bürotür, vielfach zweisprachige Informationen, der Raum der Stille als Angebot unabhängig von der Religionszugehörigkeit.
- *Offenheit und Neugierde*: Im Kontakt mit technologischer Spitzenforschung eröffnet sich für uns der Zugang zu neuen Themenwelten. Diesen gilt es vorurteilsfrei zu begegnen, sie wahrzunehmen. Gleiches gilt für die Menschen, ihre Ideen, Fragen, Lebens- und Arbeitssituationen. Die Offenheit bezieht sich dabei ausdrücklich auch auf Angehörige anderer Religionen und auf Menschen ohne Bekenntnis. Der Raum der Stille wird – soweit wir dies wissen – von Christen, Muslimen und auch Hindus für Gebet und Meditation genutzt.
- *Freude an Vernetzung und Kooperation*: Zur DNA der RWTH Aachen und insbe-

sondere der Forschungslandschaft auf dem Campus Melaten zählt die Kooperation: Neue Institute und Forschungsverbände werden kreiert und intensive Kooperationen mit privatwirtschaftlichen oder gesellschaftlichen Akteuren gepflegt. Fachspezifisches Know How und kreatives sowie innovatives Potential werden so gebündelt und entfalten eine starke Dynamik. Wir möchten, dass der QuellPunkt Teil dieses Netzwerkes wird und wir darüber hinaus Verknüpfungen zwischen Hochschule und kirchlichen Feldern knüpfen können.

- *Orientierung an Bedürfnissen der Menschen:* Wir starten nicht mit einem fertigen Programm. In Gesprächen mit Menschen vom Campus und darüber hinaus werden Ideen entwickelt. Nicht wir wissen, was das System und die Menschen darin brauchen, sondern die Menschen selbst. Hier gibt es positive Erfahrungen (s. III).
- *Dinge ausprobieren und sich entwickeln lassen:* Seitens des Bistums Aachen wurde deutlich kommuniziert, dass der QuellPunkt Zeit braucht, sich zu entwickeln. Nur mit dieser Zusicherung lassen sich die anderen genannten Haltungen überhaupt leben.

3. Erste Erfahrungen

a) Zuerst Präsenz ...

Der QuellPunkt bietet zunächst einmal einen offenen Raum. Gegenwärtig hat er verbindlich Dienstag bis Donnerstag von 09.00 Uhr bis 16.00 Uhr geöffnet; in der Prüfungszeit ist diese Zeit ausgeweitet. Foyer und Seminarraum werden sowohl als Lernraum für Einzelne wie für Kleingruppen genutzt. Der Raum der Stille wird täglich von unterschiedlichen Personen mit unterschiedlichem religiösem Bekenntnis und vermutlich auch ohne Bekenntnis besucht. Unser Ansatz ist hier, dass Menschen den QuellPunkt zunächst einmal für sich ent-

decken und sich die Teilnahme an Angeboten wie einem gestalteten „RuhePunkt“ am Morgen oder Mittag daraus ergeben. Besucherinnen und Besucher erzählen, dass die Räume attraktiv sind – das gilt für den Raum der Stille als unserem räumlichen Alleinstellungsmerkmal auf dem Campus in gleicher Weise wie für das Lernraumangebot. Im Gegensatz zu anderen Lernräumen der RWTH zeichnen uns die überschaubare Größe, modernere Räume, die familiäre Atmosphäre, die schöne Aussicht sowie das Zusatzangebot des Raumes der Stille aus. Wir bieten so ein niederschwelliges Angebot innerhalb einer kirchlichen Einrichtung. Die Entscheidung zugunsten umfangreicher Präsenzzeiten bindet uns als hauptamtliche Seelsorgerinnen und Seelsorger momentan zu diesen Präsenzzeiten an die Einrichtung. Auswärtige Termine können nur eingeschränkt wahrgenommen werden. Es braucht unserer Ansicht nach aber die Verlässlichkeit der Öffnungszeiten, damit Menschen regelmäßig den QuellPunkt aufsuchen und so auf andere Veranstaltungen aufmerksam werden und diese dann auch wahrnehmen. Die ersten Erfahrungen zeigen, dass Besucherinnen und Besucher die grundsätzliche Ausrichtung des QuellPunkts schätzen und als wertvoll für den Campus ansehen. Die meisten Personen kommen aufgrund persönlicher Empfehlungen. Sie nehmen die Angebote in Anspruch, wenn sie diese brauchen. Daher gibt es ganz unterschiedliche Nutzungen – von regelmäßig über einen längeren Zeitraum, regelmäßig in Lernphasen oder auch sporadisch oder einmalig.

b) ... dann Programm¹¹

Durch die Kooperation mit dem Institut für Textiltechnik der RWTH Aachen sowie dem Nell-Breuning-Haus (Bildungseinrichtung der KAB) haben wir eine Veranstaltungsreihe zum Wissenschaftsjahr 2018 „Arbeitswelten der Zukunft“ entwickelt. In diesem vierteiligen Veranstaltungsformat geben je zwei Professor/innen zu Beginn Impulsrefe-

rate, um anschließend miteinander und mit dem Publikum ins Gespräch zu kommen. Abgeschlossen wird der Diskussionsabend mit einem gemütlichen Get-together. Unsere Erfahrungen waren ausschließlich positiv: Das Publikum war bunt durchmischt, vom Ingenieur zur Psychologin bis hin zum Gewerkschaftsvertreter waren vielfältige Fach- und Interessenrichtungen vertreten. Bemerkenswert ist auch, dass die Profession der Teilnehmer/innen durchmischt war, die Spannweite reichte von Studierenden über Selbstständige und wissenschaftliche Angestellte bis hin zu Professor/innen. Das Thema des Abends wurde auch beim anschließenden Get-together noch ausgiebig diskutiert, unsere Räume und das angebotene Essen haben eine gute Atmosphäre gefördert und insbesondere die interdisziplinäre Ausrichtung des Abends wurde von vielen Teilnehmern geschätzt und für die Zukunft gewünscht. Zum Gelingen dieser Veranstaltungsreihe haben maßgeblich die gemeinsame Vorbereitung in Kooperation sowie die verschiedenen Perspektiven und Stärken der Kooperationspartner beigetragen. Das grundsätzliche Format hat sich bewährt und wird eine Weiterführung erleben. Andere Kooperationspartner, mit denen Angebote entweder in der konkreten Planung oder in der Ideenphase sind, sind etwa der Uni-Sport (Meditationsangebot), die Bischöfliche Akademie (Veranstaltung zum Thema „Mystik und Naturwissenschaften“), das Institut für katholische Theologie (Vortragsabend) oder das Bischöfliche Hilfswerk MISEREOR. Weitere Ideen, wie Feierabendkonzerte, Ausstellungen, Workshops zum Thema Führungsethik u. ä. sind vorhanden, lassen sich aber derzeit aus unterschiedlichen Gründen noch nicht umsetzen.

c) Netzwerkarbeit

Wir gehen aktiv auf Akteure im universitären und kirchlichen Kontext zu, zum Beispiel auf Lehrstuhlinhaber/innen Bildungseinrichtungen, Kirchenmusiker/innen,

Personalräte, Beratungseinrichtungen. Unser Anliegen dabei ist, andere Akteure kennen zu lernen, den QuellPunkt bekannt zu machen, Bedarfe abzufragen und Kooperationsmöglichkeiten auszuloten. Wir erkunden Stück für Stück die Lebenswelt von Studierenden und Angestellten der RWTH Aachen und entwickeln ein Gespür für relevante wissenschaftliche und lebensweltliche Themen. Insgesamt bekommen wir durch diese Gespräche ein positives Feedback zu unseren Schwerpunkten und unseren Räumlichkeiten. Wir erleben, dass Wissenschaftler/innen die von uns gebotenen Möglichkeiten der Reflexion des eigenen wissenschaftlichen Arbeitens unter ethischen oder christlichen Gesichtspunkten schätzen und wünschen. Als Vorteil erweist sich, dass der QuellPunkt innerhalb des Gebäudes „Cluster Produktionstechnik“ liegt. In regelmäßigen Treffen der Mieter entstehen Kontakte; Veranstaltungen können „in der Nachbarschaft“ beworben werden; der Weg zum QuellPunkt und zum Raum der Stille ist für die Menschen aus dem Cluster nur ein kurzer Weg über den Flur. Eine besondere Chance bietet auch die direkte Nachbarschaft zur International Academy der RWTH Aachen. Hier werden u. a. Masterstudiengänge für ausländische Studierende angeboten. Ohne dass wir dies eigens angeregt hätten, wurde beispielsweise in der Erstinformation für diese Studierende, die v. a. aus Indien und anderen asiatischen Ländern stammen, auf das Angebot des QuellPunkts hingewiesen. Dies ist ein Ergebnis guter persönlicher Kontakte, bei denen sich weitere Kooperationen abzeichnen.

Eine gute Zusammenarbeit hat sich auch mit dem Institut für katholische Theologie der RWTH Aachen University ergeben. Zum WS 2018/2019 hat Prof. Axel Siegemund den neu eingerichteten Lehrstuhl für „Grenzfragen von Theologie, Naturwissenschaft und Technik“ inne. Mit den Forschungsschwerpunkten der interkulturellen Technikethik und ethisch-theologischen Fragen zur Künstlichen Intelligenz sind hier Forschungsfelder angedacht, die

sich auch in Kooperationen mit dem Quell-Punkt niederschlagen werden.

e) Herausforderungen

Bei allen positiven Ansätzen der ersten Monate zeichnen sich doch auch deutlich Herausforderungen ab:

- *Konzeptionelle Klarheit:* Nach der derzeitigen Phase des Ausprobierens und breiten Vernetzens ist in einer Selbstvergewisserung der spezifische Beitrag des QuellPunkts für die Menschen auf dem Campus und das System Campus Melaten insgesamt konzeptionell zu fassen und zu kommunizieren.
- *Glaubensdimension:* Der Raum der Stille findet Akzeptanz. Hier gilt es, eigene, dem Raum und den Personen angemessene Formen von Spiritualität, Gottesdienst und Glaubenskommunikation zu entwickeln. Auch dies braucht Zeit. Weiterhin wird es im Zuge der weiteren Konzeptentwicklung darauf ankommen, in der Außenkommunikation das oben (II) beschriebene christliche Proprium des QuellPunkts deutlich zu machen. Eine weitere Herausforderung liegt in der Entwicklung interreligiöser Angebote.
- *Partizipation:* Ein breites Angebot wird sich im QuellPunkt nur entwickeln können, wenn Personen eigenständig aktiv werden und entsprechend ihren Charismen Initiative entwickeln.
- *Zielgruppen:* Es ist derzeit noch offen, ob es wirklich gelingen kann, von Alter und Lebenssituation her sehr unterschiedliche Zielgruppen anzusprechen. Dazu wird es nötig sein, die „Anbieter- oder Referentenperspektive“ etwa von Dozentinnen und Dozenten um eine „Teilnehmerperspektive“ zu erweitern.
- *Sozialform:* Für den QuellPunkt verwenden wir die im Bistum Aachen gebräuchliche Bezeichnung des „katholischen Hochschulzentrums“ und verzichten so bewusst auf den in den letzten Jahren zu Recht problematisierten Begriff der

Gemeinde. Damit ist die Frage nach der Sozialgestalt des QuellPunkts aber neu gestellt: Welche temporären oder festeren Sozialformen des Miteinanders im QuellPunkt werden sich ergeben? Welche sind erwünscht? Noch ist es zu früh, diese Fragen zu beantworten, doch ist es sicherlich wichtig, diese bei der weiteren Entwicklung im Blick zu behalten.

Fazit

Mit den genannten Stichworten sind erste Wegerfahrungen des Wagnisses „QuellPunkt“ markiert. Auch nach fast einem Jahr bietet der QuellPunkt die offene Weite, gibt es positive Markierungen und Orientierungspunkte. Der QuellPunkt erweist sich als Lernort in doppelter Ausrichtung, nämlich in Ausrichtung auf die Zielgruppen vor Ort wie auch für die kirchliche Pastoral. Dies zeigt das Interesse aus dem Bereich der Hochschulpastoral auch anderer Diözesen wie auch kirchlicher Einzelpersonen und Gruppen. Ähnlich wie bei anderen neuen Orten kirchlicher Präsenz entwickelt der QuellPunkt so Relevanz für andere Kirchorte und pastorale Felder. Als Ort, der die Reflexion in dieser doppelten Ausrichtung (innerkirchlich und inneruniversitär bzw. innerhalb des Campus Melaten) fördert, ist er zugleich ein Theologie generierender Raum – ein *locus theologicus*.¹² Auch unter diesem Vorzeichen sind die Erfahrungen des Entdeckens und Lernens zu betrachten und zeigt sich Becks Rede vom Wagnis noch einmal sehr pointiert.

Anmerkungen:

- 1 Beck, Wolfgang, Kirche als exzessiv-überflüssiger Fremdkörper in universitärem Umfeld? <http://www.feinschwarz.net/kirche-als-fremdkoerper>, abgerufen: 29.11.2018.
- 2 Einen ersten Eindruck bietet die Homepage der Campus GmbH unter <http://www.rwth-campus.com>, abgerufen: 29.11.2018.
- 3 Einen Einblick in die Räumlichkeiten bietet die

Homepage des Quellpunkts unter <http://www.quellpunkt.de>.

- 4 Lucia Pfeiffer und Dieter Praas.
- 5 Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Hochschulpastoral als Dienst der Kirche im öffentlichen Leben Deutschlands. Status quo und Zukunftsperspektiven. Bonn 2013.
- 6 Konzept der Hochschulpastoral im Bistum Aachen, in: Kirchlicher Anzeiger 83 (2013), 33-37.
- 7 Dieses Zitat stammt aus der Dankesrede zur Verleihung der Ehrendoktorwürde der RWTH Aachen am 20. Mai 1988. Der Text ist auf der Seite <http://www.klaus-hemmerle.de> verfügbar, abgerufen 29.11.2018.
- 8 Hawking, Stephen, Kurze Antworten auf große Fragen. Stuttgart 2018, 221.
- 9 Vgl. hierzu auch den Vortrag „Technik und Weisheit“, den Bischof Klaus Hemmerle anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde gehalten hat. Auch dieser Text ist auf der Seite <http://www.klaus-hemmerle.de> verfügbar, abgerufen 29.11.2018.
- 10 Sellmann, Matthias, „Für eine Kirche, die Platz macht!“ Notizen zum Programm einer raumgebenden Pastoral, in: Diakonia 48 (2017) 74-82, hier 78.
- 11 Diese beiden Überschriften knüpfen bewusst an das Schlagwort „Präsenz statt Programm“ an. So lautete auch der Titel einer Fortbildung der Konferenz für Katholische Hochschulpastoral (KHP) im Jahre 2017.
- 12 Vgl. hierzu etwa Sander, Hans-Joachim, Das Außen des Glaubens – eine Autorität für die Theologie. Das Differenzprinzip in den Loci Theologici des Melchior Cano. in: Das Volk Gottes – Ein Ort der Befreiung. Festschrift für Elmar Klinger. Würzburg 1998, 240-258.

Bernhard Sill

Cogito ... oder Cogitor ergo sum?

»Was für eine Philosophie man wähle, hängt sonach davon ab, was man für ein Mensch ist; denn ein philosophisches System ist nicht ein toter Hausrat, den man ablegen oder annehmen könnte, wie es uns beliebte, sondern es ist beseelt durch die Seele des Menschen, der es hat.«

Johann Gottlob Fichte

»Willst Du nicht endlich einmal Dein Arbeitszimmer wieder aufräumen?« So fragt mich meine Frau heute beim Mittagessen. »Das sollte ich wirklich bald einmal tun!« sage ich, obgleich ich schon weiß, dass dem guten Vorsatz keine entsprechenden Taten entspringen werden. Weil meine Frau mich, was diese Dinge angeht, ziemlich genau kennt, gibt sie mir noch den guten Rat: »Das Beste wird sein, Du fängst jetzt gleich mit dem Aufräumen an!« Entgegen meiner sonstigen ungunstigen Gewohnheit, Dinge, die ich nicht gern tue, gern zu verschieben, fange ich tatsächlich an und nehme mir einen Stapel Zeitungen vor, der mich unmittelbar vor die quälende Frage stellt: Was davon kann ich wegwerfen, was nicht? Entscheidungsprozesse wie diese heben meine Laune nicht gerade, doch was sein muss, muss sein. So blättere ich die Zeitungen der vergangenen Wochen und Monate alle noch einmal durch, um die ermüdende Prozedur des »Was hebe ich auf, was kann in den Papierkorb?« hinter mich zu bringen.

#TornadoErgoSum

Es dauert nicht lange, da stoße ich beim Durchblättern einer älteren Ausgabe der Wochenzeitung »Die Zeit« (Die Zeit 70. Jg.

– Nr. 49 – 3. Dezember 2015 – S. 12) auf eine der wöchentlich erscheinenden Privatkolumnen des US-amerikanischen Germanisten Eric Jarosinski (*1971), der seit 2012 einen erfolgreichen Twitter-Kanal betreibt, wo er unter @NeinQuarterly mit dem Untertitel »A Compendium of Utopian Negation« das Weltgeschehen kommentiert und dort über 100.000 Follower hat. Dass ich mir diese Kolumne ausscheiden und aufbewahren werde, wird mir sofort klar. Denn sie spricht unumwunden Klartext. Hier ist sie:

#TornadoErgoSum

Aufklärung:

»Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen.«

Aufklärungsflugzeuge:

Kant war gestern.
Heute ist Krieg.

Der »Gag« dieses aphoristisch daherkommenden Tweets ist wahrlich kein schlechter. Wie alle Welt weiß, war es der französische Philosoph René Descartes (1596-1650), der die Formel »cogito ergo sum« in die Welt gesetzt hat – eine Verkürzung des »ego cogito, ergo sum« aus seiner Schrift »Principia philosophia«. In seinem »Discours de la méthode pur bien conduire sa raison et chercher la verité dans les sciences« (»Von der Methode des richtigen Vernunftgebrauchs und der wissenschaftlichen Forschung«) schrieb er im Jahre 1637:

»Nun hatte ich beobachtet, dass in dem Satz »Ich denke, also bin ich« überhaupt nur dies mir die Gewissheit gibt, die Wahrheit zu sagen, dass ich klar einsehe, dass man, um zu denken, sein muss, ... «¹

In jeder guten Philosophiegeschichte ist zu lesen – und so habe ich es auch in den philosophischen und philosophiegeschichtlichen Vorlesungen meines Studiums gehört –, dass es René Descartes in seinem Denken um die Sache der »Gewißheit« ging. Und die Suche,

auf deren Weg er sich machte, galt einem »fundamentum inconcussum«, einem unerschütterlichen Fundament, das als über jeden Zweifel erhaben gelten könne. Er glaubte dieses in dem »(ego) cogito, ergo sum« gefunden zu haben. Doch ob das denkende Ich, die »res cogitans«, wirklich als Fundstelle, als Fundort unbezweifelbarer Gewissheit gelten kann, haben nicht wenige Philosophen nach René Descartes bezweifelt. Was dessen Kopf offenkundig voll und ganz erleuchtete, überzeugte und überzeugt einige philosophische Köpfe überhaupt nicht.

Ein entscheidender Buchstabe bei Franz von Baader

Einer der maßgeblichen Philosophen, der dagegenhielt, weil er es für unmöglich hielt, im cartesianischen »ich denke« den Anker unbezweifelbarer Gewissheit zu sehen, war der bayerische Philosoph Franz von Baader (1765-1841); seine Grabstätte befindet sich auf dem Alten Südlichen Friedhof in München.

Seine Kritik am »cogito, ergo sum« – »ich denke, also bin ich« – des René Descartes fiel gründlich aus. Und um diese zu formulieren, dazu reichte ihm ein Buchstabe, und zwar der Buchstabe »r«, der als »ergänzender Buchstabe« geradezu eine kopernikanische Wende einleitete. Die Formel, die für den »speculativen« Dogmatiker Franz von Baader Stimmigkeit und Gültigkeit für sich beanspruchen zu können scheint, lautet nämlich: »cogitor, ergo sum« – »ich werde gedacht, also bin ich«.

Franz von Baader hat es nicht einfach beim Hinzufügen dieses einen – sinnträchtigen – Buchstabens belassen, der aus dem Aktiv ein Passiv macht, vielmehr sich durchaus einige »speculative« Mühe gegeben, seine Antithese zur These des René Descartes zu erläutern. Ihm geht es bei seiner Formel des »cogitor, ergo sum« um das Denken eines Gedachtseins, das Wissen eines Gewusstseins, das Wahrnehmen eines Wahrgenommenseins, das Erfassen eines Erfasstseins, und die Stelle, der »Ort«, wo sich das dem Menschen

vermittelt, ist das Gewissen, das Franz von Baader in erster Linie als ontologische und nicht als moralische Instanz fasst. Gewissen gilt ihm daher nicht »als psychische Selbstbespiegelung oder Bauchrednerei«, vielmehr als »das ... Wissen seines Gewusstseins von einem Höheren«.²

Diese im Gewissen gegebene und da unbezweifelbar zu erfahrende Gewissheit sieht Franz von Baader als das »fundamentum inconcussum« seiner philosophisch-theosophischen Gedanken an. Die Passivität des »cogitor« ist für den bayerischen Philosophen stricte dicte als die eines »passivum divinum« zu charakterisieren. In diesem Sinn hat sie als eine »Gottespassivität« zu gelten, wobei der Genitiv als Genitivus subjectivus zu denken ist. Gott-Denken ist darum stets ein Denken daran, von IHM gedacht zu sein, Gott-Erkennen ein von IHM erkannt und anerkannt zu sein, Gott-Wissen ein von IHM gewusst zu sein, Gott-Erfassen ein von IHM erfasst zu sein.

Dankendes Denken

Gott-Erkennen ist – alles in allem – ein Gedenken daran, von IHM erkannt und anerkannt zu sein, und wie jedes Erkennen überhaupt nach Franz von Baader »eine Gabe Gottes«.³ Denken, das in diesem Sinn ein gedenkendes Denken ist, ist darum stets dankendes Denken, das »der Gegenwart des Gebers in der Gabe«⁴ ein-gedenk und sich dessen bewusst ist.

Denken, das um sich als sich gegebenes und darin stets auch sich aufgegebenes Denken weiß, weiß sich darin als begabtes Denken. Früher oder später muss jedes Denken, das sich darin, begabt zu sein, selbst einholt, dankendes Denken werden, das einfach darauf aus sein muss, sich erkenntlich zu zeigen. Danken – so verstanden und vollzogen – ist dann das im Erkennen des Von-Gott-erkannt-Seins gründende Sich-erkenntlich-Zeigen für das eigene Sich-verdankt-Wissen. Und wenn dieses Danken Sprache wird, ist es Gebet.

Das religionsphilosophische Denken Franz

von Baaders lebt ganz aus der Gewissheit der wirklichen Wirklichkeit Gottes, und diese Annahme lässt ja überhaupt den Gedanken als möglichen Gedanken erst zu, sich als Gabe, als Geschenk an sich selbst aus der Hand Gottes zu verstehen. Doch was machen die, für die gilt: »Deus non datur« – »Gott gibt es nicht«? Die haben ein Problem – so jedenfalls hat es der Literaturnobelpreisträger des Jahres 1981, Elias Canetti (1905-1994) gesehen.

»Das Schwerste für den, der an Gott nicht glaubt: dass er niemanden hat, dem er danken kann.«⁵

Die spekulative Idee der »Gottespassivität«, die Franz von Baader in die religionsphilosophischen und spekulativ-dogmatischen Diskurse eingespeist hat, hat ein Potential, das tatsächlich eine Nachdenklichkeit erzeugen und somit »Fermenta cognitionis« erwirken kann, die allemal sich einer näheren Begutachtung empfehlen. Stichwort Passivität/Gottespassivität: Was wäre da nach (post/ secundum) Franz von Baader alles weiterhin zu bedenken? Zunächst einmal wohl doch das, was der bekannte evangelische Theologe Eberhard Jüngel (geb. 5.12.1934) – er war bis 2003 Ordinarius für Systematische Theologie und Religionsphilosophie an der Eberhard Karl Universität Tübingen – einmal in einem einzigen Satz ganz grundsätzlich angemerkt hat:

»Es gibt eine Passivität, ohne die der Mensch nicht menschlich wäre.«⁶

Zu dieser Passivität zählt er, »dass man geboren wird«, »dass man geliebt wird«⁷, und zu ergänzen wäre ganz in seinem Sinne, dass einem eines Tages durch den Tod das Leben genommen wird. Diese Passivitäten machen das mit aus, was »conditio humana« heißt, denn ohne sie wäre der Mensch nicht Mensch, wäre Menschsein nicht das, was es ist. Den Passivitätsrahmen des menschlichen Daseins bilden jene beiden Größen, die in der philosophischen Debatte als Natalität und Mortalität fungieren. Odo Marquard (1928-2015) hat das in seiner unnachahmlichen Art als schreibender Transzendental-Belletristiker so in Worte gefasst:

»Wir sind ›geworfen‹, also geboren ins ›Sein zum Tode‹, oder (um es diesseits aller existenzialistischen Emphase zu sagen). Wie die Natalität trägt auch die Mortalität in der menschlichen Gesamtpopulation nach wie vor durchschnittlich 100 Prozent.«⁸

Die Gegenwart des Gebers in der Gabe oder Präsenz der Liebe im Präsent

Was jene Passivität des Geliebtwerdens anbelangt, die Eberhard Jüngel betont, so lässt sich als Kronzeuge für ein Verständnis dessen kein Geringerer als Thomas von Aquin (um 1225-1274) anführen, der in seiner »Summa theologica« einmal schreibt: »... amor habet rationem primi doni, per quod omnia dona gratuiti donantur.«⁹

Der Münsteraner christliche Philosoph Josef Pieper (1904-1997) hat es seinem Traktat »Über die Liebe« als Leitzitat vorangestellt und so ins Deutsche übersetzt:

»Liebe ist das Urgeschenk. Alles, was uns sonst noch unverdient gegeben werden mag, wird erst durch sie zum Geschenk.«¹⁰

Die Erfahrung des Geliebtwerdens ist ursprünglich die des Beschenktwerdens. Diese Passivität muss man sich gefallen lassen und tut das – Ausnahmen bestätigen die Regel – durchaus ja auch gern. Was immer Menschen einander schenken (zu Weihnachten, zum Geburtstag oder zum Namenstag), wirklich ein Geschenk wird und ist es (erst) dadurch, dass sich darin das Ur-Geschenk der Liebe ausdrückt. Im Deutschen gebrauchen wir ja gelegentlich auch das Wort »Präsent« für das Wort Geschenk. Das macht einfach Sinn, denn im »Präsent«, wenn es denn wirklich ein Geschenk ist, ist der-/diejenige »präsent«, der/die es aus Liebe gibt.

Das Geliebt-werden – als »Gottespassivität« (Genitivus subjektivus) ausgelegt – heißt in jedem Fall: Ich bin Gottes liebende Gabe an mich selbst. Im Geschenk meines Lebens aus Gottes Schöpferhand ist das Ur-Geschenk SEINER Liebe bleibend gegenwärtig.

Einer von beiden – Kurt Tucholsky (1890-1935) oder Alfred Polgar (1873-1955) –

soll laut Odo Marquard (1928-2015) einmal den Satz gesagt haben: »... am besten ist es, nicht geboren zu sein; doch wem passiert das schon?«¹¹ Doch wäre das wirklich das Beste? Ist es nicht tatsächlich das Beste, das hinter der Passivität meines Geborens der Glaube an mein Geschaffensein durch Gott steht, der das, was er ins Dasein ruft, aus Liebe ins Dasein ruft?

Ich denke, es war seinerzeit ein glücklicher Einfall, als die Herausgeber der Festschrift für Alexandre Ganoczy (geb. 12.12.1928) zu dessen 60. Geburtstag den Titel »Creatio ex amore« gaben und darin, wie der Untertitel zu erkennen gibt, »Beiträge zu einer Theologie der Liebe« versammeln konnten.¹²

Gottes schöpferisches Handeln ist ein liebendes Tun. Es gilt die Gleichung »Geschaffensein – Geliebtsein – Gewolltsein«. Darauf hat von philosophischer Seite aus Jörg Splett (geb. 29.8.1936) gesteigerten Wert gelegt. Denn er schreibt:

»Alles Da-sein ist ursprünglich, ein Gewolltsein. – Das ist der kühne, vielleicht gar erschreckende und mitunter kaum glaubliche Kern der Glaubensrede von Schöpfung.«¹³

Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz (geb. 23.11.1945) betont – dieselben Dinge im Blick habend – gar »die Seligkeit, gewollt zu sein«¹⁴ als das eigentlich Beglückende des Geschaffenseins. Sie beide – Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz wie Jörg Splett – beziehen sich dabei auf einen Gewährsmann, und das ist unverkennbar der Religionsphilosoph Romano Guardini (1885-1968), der in seiner kleinen, im Jahre 1960 im Werkbund Verlag Würzburg erschienenen Schrift »Die Annahme seiner selbst« deutlich gemacht hat, dass – kantianisch gesprochen – die Bedingung der Möglichkeit, mich als den, der ich nun einmal bin, annehmen zu können, die Tatsache meines ja stets schon Angenommenseins durch den ist, der mich mir gegeben hat: Gott. Romano Guardini wörtlich:

»Dieser Gott ist es, der mich geschaffen hat. Bleiben wir in unserer Rede: Er ist Der, der mich mir gegeben hat. Damit ist das Fragen am Ende. Darüber hinaus zu fragen,

etwa: warum hat Er mich mir gegeben, und als Diesen gegeben, und heute und hier? – hat keinen Sinn, denn es würde nur zeigen, daß ich nicht gewürdigt habe, was das heißt: »Gott.«¹⁵

Die heilige Zahl »7«

Die Zahl 7 ist eine heilige Zahl. Der Osnabrücker Bischof Dr. Franz-Josef Bode (geb. 16.2.1951) hat ein Buch mit dem Titel »7 x 7 Glaubens-Impulse« geschrieben, das 2005 im Verlag Herder Freiburg im Breisgau und im Verlag Haus Altenberg erschien. Dass die heilige Zahl »7« im christlichen Glauben wahrlich keine kleine Rolle spielt, zeigt sich dem Leser bereits, wenn er einen Blick in das Inhaltsverzeichnis des Buches wirft. Denn dort ist das 7 x 7 Schema als Gliederungsschema des Buchinhalts übersichtlich erkennbar. Denn es gibt ja

- die sieben Bitten des Vaterunser
- die sieben Ich-bin-Worte Jesu im Johannesevangelium
- die sieben Worte Jesu am Kreuz
- die sieben Gaben des Heiligen Geistes
- die sieben Sakramente
- die sieben Wurzelsünden
- die sieben Werke der Barmherzigkeit.

Sieben Siebenerreihen sind das – ein Zahlenwerk, das Bischof Dr. Franz-Josef Bode als Leitfaden dient, schön der Reihe (bzw. den Reihen) nach »Glaubens-Impulse« zu setzen.

Daneben, nicht dagegen, möchte ich eine Siebenerreihe setzen, die von der Zahl der »Gottespassivität(en)« her inspiriert ist. Ohne es eigentlich direkt intendiert zu haben, bin ich, als ich mir einmal überlegte, welche Gottespassivitäten sich denn wohl aufzählen lassen würden, auf eben diese sieben gekommen:

- Wir sind geschaffen.
- Wir sind geliebt.
- Wir sind begnadet.
- Wir sind erlöst.
- Wir sind berufen.
- Unsere Sünden werden uns vergeben.

- Wir werden einmal auferweckt zu ewigem Leben.

Was sich von Gott her über uns Menschen sagen lässt, besagen diese sieben »Glaubensartikel«. An der heiligen Zahl »7« scheint tatsächlich etwas dran zu sein. Alles in allem ergeben sich so sieben »Gottespassivitäten«, »ohne die«, wie Eberhard Jüngel sagt, »der Mensch nicht menschlich«, der Mensch nicht Mensch wäre in der Sicht des christlichen Glaubens.

Wenn von Passivitäten, ohne die der Mensch nicht Mensch ist, die Rede ist, darf ein Hinweis auf jenen denkwürdigen Satz »esse est percipi« – »Sein ist Wahrgenommen-Werden« – des anglikanischen Theologen und Philosophen George Berkeley (1685-1753) – im Jahre 1734 wurde er Bischof von Cloyne (bei Cork in Irland) – wahrlich nicht fehlen.¹⁶

Auf den bemerkenswerten Satz bin ich zuerst an einer Stelle gestoßen, wo ich es wahrlich nicht vermutet hätte, und zwar in dem von Miriam Meckel verfassten Buch »Das Glück der Unerreichbarkeit. Wege aus der Kommunikationsfalle«, das bereits 2007 in Hamburg erschien.

Worüber die deutsche Kommunikationswissenschaftlerin Miriam Meckel (geb. 18.7.1967), Direktorin des Instituts für Medien- und Kommunikationsmanagement an der Universität St. Gallen und Herausgeberin der Wirtschaftswoche, in diesem lesenswerten – da die Logik der digitalen Kommunikationsoptionen wirklich kritisch erhellenden – Buch eigentlich schreibt, ist das, was der Wille zur »totalen« Kommunikation schleichend mit und aus uns macht. Unter der Zwischenüberschrift »Ich maile, also bin ich« sucht sie ein wenig zu ergründen, ob dahinter nicht ein (ganz) bestimmtes Muster erkennbar ist, warum wir uns von den Möglichkeiten der technischen Kommunikation tyrannisieren lassen, und beschreibt das Muster, das sie erkannt zu haben glaubt, so:

»Wir wollen Aufmerksamkeit. Wir wollen betrachtet werden, beteiligt sein am Spiel der Wichtigen und Wahrgenommenen.

Immer im Einsatz, immer leistungsbereit. Immer ganz vorn bei denen, die Informationen senden und empfangen, und so die Agenda setzen: Ich maile, also bin ich. Diesen Grundzug des Menschen hat der irische Theologe und Aufklärungsphilosoph George Berkeley bereits vor 250 Jahren auf den Punkt gebracht: »Esse est percipi« – »Sein heißt wahrgenommen werden« –.

Jede SMS, jedes Telefonat und jede E-mail, die jemand bekommt, ist für ihn ein Signal. Da gibt es jemanden, der an mich denkt, der mit mir in Kontakt treten will – und meine Aufmerksamkeit haben möchte. Aufmerksamkeit ist die neue Währung unserer Zeit. [...] Wir wetteifern darum, wahrgenommen zu werden.«¹⁷

Rebus sic stantibus ist gewählte Zwischenüberschrift »Ich maile, also bin ich« eben doch nicht ganz korrekt. Denn es gilt: »Ich bin nicht dadurch, dass ich maile, funke, simse.«¹⁸ Ich bin (vielmehr erst, B.S.) dadurch, dass all das, was ich maile, funke, simse, auch zur Kenntnis genommen wird und mir bestätigt, wahrgenommen zu werden. Denn das die »Like-Kultur« bei Facebook bestätigt das in einem beachtlichen Umfang – ist das unverkennbare Muster, das das ganze Geschehen kennzeichnet.

Die lebensbestimmende Macht des Musters, wahrgenommen werden zu wollen, zeigt sich dem, der gewillt ist, danach zu suchen, in ganz unterschiedlichen Belangen und Bezügen des menschlichen Daseins. Stellvertretend für viele andere denkbare Belege für das zur Debatte stehende »Wahrnehmungsmuster«, das die Optik des Wahrgenommen-Werdens »mustergültig« bestätigt und bekräftigt, mag der Hinweis darauf stehen, dass zu den am meisten aufgerufenen Internet-Seiten die von Google Earth gehören, die es gestatten, jeden beliebigen Ort des blauen Planeten aus der Weltall-Perspektive zu betrachten. Und innerhalb von Google Earth »dominiert mit weitem Abstand« – darauf hat Georg Langenhorst (geb. 18.1.1962), Professor für Didaktik des Katholischen Religionsunterrichts/Religionspädagogik an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Univer-

sität Augsburg, hingewiesen – »der immer präzisere Blick auf die eigene Stadt, das eigene Dorf, das eigene Viertel, die Straße, das eigene Haus, die eigene Wohnung – zentral von außen, zentral von oben, sozusagen aus »göttlicher Perspektive«.¹⁹

Ohne das Gefühl, wahrgenommen zu werden, wahrgenommen zu sein, kann der Mensch – so scheint es – nicht leben, nicht menschlich leben. Seine Sehnsucht danach, wahrgenommen zu werden, will gestillt werden; sie kann und darf nicht leer ausgehen. Vielleicht ist diese Sehnsucht die Stelle im Menschen, die uns Gott nicht vergessen lässt, dessen Augen über uns wachen, dessen gütiger Blick auf uns ruht und der uns so in seiner Wahrnehmung birgt.

Weil Gott uns im Blick hat, seine Augen auf uns wirft – und das beileibe nicht in der totalitären Weise des »Big brother is watching you« oder des »Ein Auge ist, das alles sieht ...« schlechter Moraltheologie und schwarzer Moralpädagogik, vielmehr so, dass der Blick seiner Augen ganz Blick der Liebe, ganz Blick der Güte ist –, geht unsere Sehnsucht danach, wahrgenommen zu werden – und darin sich eo ipso ebenso ernst- wie angenommen wissen, nicht ins Leere und leer aus.

Wir tun gut daran, unsere Sehnsucht nach Wahrgenommen-, Ernst- und Angenommen-Sein beim Wort zu nehmen und hinabzusteigen in den Grund dieser Sehnsucht, um dort des Gottes innezuwerden, der als der Lebendige das lebendige Wasser ist, das den Durst unserer Sehnsucht zu stillen vermag.

Wohl überhaupt nicht unbeeinflusst von einer solchen Sicht der Dinge dürfte Rainer Maria Rilke (1875-1926) einst im Januar 1919 diese Zeilen in das Stunden-Buch einer ihm gut bekannten Frau – sie hieß Lotte Bielitz – geschrieben haben:

Schwer ist zu Gott der Abstieg. Aber schau:

*du mühst dich ab mit deinen leeren Krügen,
und plötzlich ist doch: Kind sein, Mädchen, Frau –
ausreichend, um ihm endlos zu genügen.*

*Er ist das Wasser: bilde nur du rein,
die Schale aus zwei hingewillten Händen,
und kniest du überdies –: Er wird ver-
schwenden
und deiner größten Fassung über sein.*

Das ist ein wirklich gutes Stück »Theopoesie«, das einem Mann nicht weniger als einer Frau etwas zu sagen hat. Die Vernunft, die sich da vernehmbar machen will, ist eine mystische Vernunft. Wer einsehen will, was es damit auf sich hat, wird sich vielleicht gern einlassen auf die »Logik« eines Gedankens, den Franz von Baader am 15. April 1787 in eines seiner Tagebücher aus den Jahren 1786-1793 als kleine Notiz eingetragen hat:

»Es bleibt dabei: der einzigmögliche und überzeugendste, innerlichste Beweis für die Existenz des Wassers ist – der Durst.«²¹

Wenn dem so ist, sollte dann nicht analog auch gelten (dürfen), dass des Menschen »Durst« nach Wahrgenommen-Werden bzw. -Sein der »Beweis« für das »Wasser« ist, das diesen »Durst« und die darin sich regende Sehnsucht stillt? »Gotteswahrnehmung« (Genitivus subjektivus) quasi als »Gottesbeweis«. Eine schlechte theologische »Lösung« wäre das nicht, denn Georg Langenhorst betont völlig zu Recht, dass »Erlösung« sich theologisch auch so buchstabieren lässt, damit Menschen die »Lösung« des Knotens der existentiellen Angst ermöglicht ist, sich nicht oder nicht genügend wahr- und angenommen zu wissen und fort und fort – vergeblich – um Wahrnehmung und Anerkennung betteln zu müssen.

Über das mangelnde oder fehlende Gefühl, wirklich wahrgenommen, beachtet, geachtet, als eben dieser Mensch, der wie kein anderer Mensch ist auf dieser Welt, »angesehen« und angenommen zu sein, kann sich der nicht beklagen, der das bei Gott verbürgt weiß.

Es ist Geist vom Geist eines Franz von Baader wie ebenso eines George Berkeley und vieler weiterer »guter Geister«, da »geistreicher« – vom heiligen Geist Gottes

be-geist-eter (begabter) – Geist, was sich auf die Formel bringen lässt:

»Wir sind, weil wir angesehen sind, nicht weil wir ansehnlich sind.«²²

Warum gibt es uns? Warum gibt es Dich, gibt es mich? Hilde Domin (1909-2006) hat sich die bzw. der Frage einmal gestellt und sie einmalig beantwortet in ihrem Gedicht

Es gibt dich

*Dein Ort ist
wo Augen dich ansehen.
Wo sich Augen treffen
entstehst du.*

*Von einem Ruf gehalten,
immer die gleiche Stimme,
es scheint nur eine zu geben
mit der alle rufen.*

*Du fielest,
aber du fällst nicht.
Augen fangen dich auf.*

*Es gibt dich
weil Augen dich wollen,
dich ansehen und sagen
daß es dich gibt²³*

In einer kongenialen Wahlverwandtschaft zu diesem Gedicht ist wohl jene These zu sehen, die die Schriftstellerin Felicitas Hoppe (geb. 22.12.1960), Trägerin des Georg-Büchner-Preises im Jahre 2012, in einem Essay aus dem Jahre 2008 vertreten hat. Danach kommt es nicht darauf an, »dass wir Gott nicht aus den Augen verlieren, sondern darauf, dass ER UNS nicht aus den Augen verliert«²⁴, denn einzig Letzteres könnte unser aller Angst beruhigen, da es uns glauben lässt, dass Gott nicht »wahrnehmungslos« gegenüber uns Menschen mitsamt den Dingen, die uns beglücken und bedrücken, ist und unser Sein darum nicht »gottlos«, da die Passivität des Wahrgenommen-Werdens bzw. -Seins ein passivum divinum darstellt.

Inmitten der sieben Bitten des Vaterunser verdient sie daher durchaus, mitgebetet zu werden, – die Bitte:

»und verlier uns nicht aus den Augen«. Denn solange ER uns nicht aus den Augen verliert, solange mag es uns auch nicht möglich sein, IHN aus den Augen zu verlieren! Es gilt ja: »Ubi amor, ibi oculus.« Weil Gott uns liebt, hat er ein Auge auf uns. »Gottesliebe« einmal so – im Modus des *Genitivus subjektivus*.

Und wenn wir Gott lieben, weil wir auf SEINE Liebe mit unserer Gegenliebe antworten, werden wir IHN im Auge behalten. »Gottesliebe« einmal so – im Modus des *Genitivus objectivus*. An diesem doppelten »Wahrnehmungsmodus« der Gottesliebe ist theologisch viel gelegen.

»Sehr weit bist Du mit dem Aufräumen Deines Arbeitszimmers nicht gekommen«, sagt meine Frau Stunden später, als sie vorbeikommt und das große Durcheinander unverändert vorfindet. Da muss ich ihr zugegebenermaßen voll und ganz Recht geben, was ich dann auch tue, obgleich ich bei mir denke, dass ich auch das Recht hatte, mir einfach einmal ein paar Stunden zu nehmen, um ganz aktiv über die Gottespassivitäten nachzudenken. »Morgen räume ich dann wirklich mein Arbeitszimmer auf.« sage ich ihr schnell noch. Ob sie es mir glaubt? Sicher bin ich mir da nicht.

Anmerkungen:

- 1 DESCARTES, RENÉ: Philosophische Schriften in einem Band. Mit einer Einführung von Rainer Specht und »Descartes' Wahrheitsbegriff« von Ernst Cassirer, Hamburg 1996, (Discours de la méthode ..., Vierter Teil: Fundamente der Metaphysik, Abschnitt 3), 55.
- 2 BAADER, FRANZ VON: Fermenta cognitionis. Zweites Heft, in: DERS.: Sämtliche Werke. Herausgegeben von Franz Hoffmann, Julius Hamberger, Anton Lutterbeck, Emil Augst von Schaden, Christoph Schlüter und Friedrich van der Osten. Neudruck der Ausgabe Leipzig 1855, Aalen 1963, BAND II, 197-234, 208.
- 3 BAADER, FRANZ VON: Vorlesungen über speculative Dogmatik. Zweites Heft. 1830. I. Vorlesung, in: DERS.: Sämtliche Werke, Band VIII, 202.
- 4 BAADER, FRANZ VON: Bemerkungen über einige antireligiöse Philosopheme unserer Zeit, in: DERS.: Sämtliche Werke, Band II, 443-496, 451.
- 5 CANETTI, ELIAS: Das Geheimherz der Uhr. Frankfurt am Main 1990, 126.

- 6 JÜNGEL, EBERHARD: Tod (GTB 339). Stuttgart 1971, 116.
- 7 Ebd.
- 8 MARQUARD, ODO: Endlichkeitsphilosophisches über das Altern. Herausgegeben von Franz Josef Wetz (Reclam Taschenbuch Nr. 20278). Stuttgart 2013, 44.
- 9 THOMAS VON AQUIN: S. th. I qu. 38 art. 2 co.
- 10 PIEPER, JOSEF: Über die Liebe. München 31972, 13.
- 11 Vgl: MARQUARD, ODO: Glück im Unglück. Philosophische Überlegungen. München 32008, 37f.
- 12 FRANKE, THOMAS – KNAPP, MARKUS – SCHMID, JOHANNES (HRSG.): Creatio ex amore. Beiträge zu einer Theologie der Liebe. Festschrift für Alexandre Ganoczy zum 60. Geburtstag. Würzburg 1989.
- 13 SPLETT, JÖRG: Sich selbst akzeptieren?, in: Zeitschrift für medizinische Ethik 52 (2006) 402-412, 406.
- 14 GERL-FALKOVITZ, HANNA-BARBARA: Geheimnis des Anfangs. Kindsein in Guardinis Deutung. Zum 125. Geburtstag Romano Guardinis (* 17. Februar 1885, + 1. Oktober 1968), in: Katholische Bildung 111 (2010) 145-151, 148.
- 15 GUARDINI, ROMANO: Die Annahme seiner selbst, in: DERS.: Die Annahme seiner selbst. Den Menschen erkennt nur, wer um Gott weiß (Topos Taschenbücher; Bd. 171). Mainz 51987, 7-35, 21f.
- 16 Vgl. BERKELEY, GEORGE: Eine Abhandlung über die Prinzipien der menschlichen Erkenntnis. Übersetzt und herausgegeben von Günter Gawlick und Lothar Kreimendahl. Stuttgart 2005, 37.
- 17 MECKEL, MIRIAM: Das Glück der Unerreichbarkeit. Wege aus der Kommunikationsfalle. Hamburg 2007, 24.
- 18 Ebd.
- 19 LANGENHORST, GEORG: Sprachkrise im »Theotop«? Zur Notwendigkeit radikaler Neubesinnung religiöser Sprache, in: Religionspädagogische Beiträge [RpB] Heft 69/2013, 65-76, 71.
- 20 FÜR LOTTE BIELITZ, in: RILKE, RAINER MARIA: Sämtliche Werke. Herausgegeben vom Rilke-Archiv in Verbindung mit Ruth Sieber-Rilke besorgt durch Ernst Zinn, 6 Bände. Frankfurt am Main 1987, Band II, 235.
- 21 BAADER, FRANZ VON: Tagebücher aus den Jahren 1786-1793, in: DERS.: Sämtliche Werke, Band XI, 145.
- 22 STEFFENSKY, FULBERT: Untergegangene Welten. Erinnerungen an eine religiöse Kindheit, in: Geist und Leben 84 (2011) 416-429, 428.
- 23 DOMIN, HILDE: Ich will dich. Gedichte. Frankfurt am Main 2005, 75. [Erweiterte Neuausgabe des 1970 im R. Piper & Co. Verlag, München, und seit 1992 im S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main, erschienenen Bandes »Ich will dich.«]
- 24 HOPPE, FELIZITAS: Man muss eben ein Sohn Gottes sein – Erinnerung an J. D. Salinger, in: KALKA, JOACHIM (HRSG.): Schreiben/Glauben. Miscellen zu Literatur und Religion. Göttingen 2008, 19-23, 22f.

Fürchtet euch nicht!

Anmerkungen zum Populismus

„Fürchtet euch nicht, Friede sei mit euch!“ (Tob 12,17) Mit diesen Worten will der Engel Raphael Tobit und seinem Sohn Tobias die Angst nehmen, als er ihnen offenbart hat, wer er ist. An prominenter Stelle findet sich der Aufruf auch in der Weihnachtserzählung im Lukasevangelium: „Fürchtet euch nicht, denn siehe, ich verkünde euch eine große Freude, die dem ganzen Volk zuteilwerden soll“ (Lk 2,10). Hier sind es die Hirten, die angesichts der Erscheinung des Gottesboten erschrocken sind. Die mit diesem Zuspruch verbundene göttliche Absicht, dem Menschen seine Angst zu nehmen, findet sich noch an vielen weiteren Stellen der Heiligen Schrift.

Auch im Kontext einer Beschäftigung mit dem Thema „Populismus“ erweist sich „Fürchtet euch nicht!“ als hilfreiche Zusage: Erstens für diejenigen, die einer Beschäftigung mit dem Thema aus dem Weg gehen. Vielleicht geschieht dies aufgrund eines ungunstigen Bauchgefühls angesichts politischer Entwicklungen weltweit, in Europa und nicht zuletzt in Deutschland. Der ein oder die andere verschließt lieber die Augen vor populistischen Bewegungen. Diese „Vogel Strauß-Politik“ ist aber nicht das Mittel der Wahl angesichts des Zuspruchs, den populistische Bewegungen in Europa inzwischen erhalten, und der damit verbundenen Gefährdung demokratischer Strukturen.

Die biblische Zusage mag darüber hinaus für diejenigen hilfreich sein, die angesichts der Komplexität des Weltgeschehens und der Globalisierung insgesamt verunsichert sind und sich in den vermeintlich übersichtlichen Hafen populistischer Schwarz-Weiß-Malerei flüchten.

Drittens kann die Zusage des Engels Orientierungspunkt speziell für kirchliche

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sowie deren Arbeit sein, innerhalb derer sie mit populistischen Meinungen konfrontiert werden.

Dieser Beitrag kann in der gebotenen Kürze nicht eine umfassende Behandlung des Themas bieten. Vielmehr mag er ein Ausgangspunkt für einen Einstieg bzw. für eine intensivere Beschäftigung mit dem Thema sein und möchte dafür eine gewisse Grundorientierung bieten. Außerdem ist es die Absicht der Autorin, den Blick des Lesers und der Leserin speziell auf den Bereich Populismus und Christentum zu lenken.¹ Den Impuls dazu lieferte das von Walter Lesch 2017 im Herder Verlag herausgegebene Buch „Christentum und Populismus“.²

1. Was ist unter Populismus zu verstehen?

Das Wort Populismus leitet sich von lateinischen Begriff *populus* = das Volk ab. Dies ist aber auch schon die zunächst einzig eindeutige Aussage über Populismus. Beachtet man den allgemeinen Gebrauch und welche Personen als Populisten und Populistinnen beschrieben werden, hat man den Eindruck, dass diese aktuell wie Pilze aus dem Boden sprießen: Donald Trump, Recep Tayyip Erdoğan, Viktor Orbán, Jarosław Kaczyński, Marine Le Pen, Jair Bolsonaro.

Je nachdem mit welchen politischen Theorien die jeweilige populistische Strömung kombiniert wird, kann eine Unterscheidung in Links- und Rechtspopulismus abgeleitet werden. Walter Lesch spricht diesbezüglich von sog. „Wirtschaftsideologien“.³ Während Linkspopulismus vor allem Kapitalismuskritik umfasst⁴, argumentiert Rechtspopulismus mit einer Gegenüberstellung im Sinne eines „Innen und Außen“. „Rechter Populismus betreibt [...] die *Exklusion* von Menschen (Sozialstaatsschmarotzer, Immigranten, Asylbewerber, ethnische Minderheiten) und reserviert politische und soziale Teilhaberechte nur für die eigene, autochthone [ursprünglich einheimische] Bevölkerung.“⁵

Der Aspekt der Teilhabe führt direkt zum zentralen Kennzeichen populistischer Politik: Die Einteilung in „das Volk“ und „die Elite“. Es handelt sich dabei um eine horizontale Trennung, im Sinne von „die da oben und wir hier unten“. Die populistische Bewegung versteht sich als dem Volk zugehörig und als die einzige Gruppe, die weiß, was das Volk wirklich will. Dabei wird das Selbstverständnis, dass man selbst die einzige Gruppe ist, die das Volk versteht, zum Dreh- und Angelpunkt des politischen Auftritts:

„Populisten behaupten: ‚Wir sind das Volk!‘ Sie meinen jedoch – und dies ist stets eine moralische, keine empirische Aussage (und dabei gleichzeitig eine politische Kampfansage): ‚Wir – und nur wir – repräsentieren das Volk.“⁶

Die gleichsam wie ein Mantra stets wiederholte Aussage „Wir sind das Volk“ und der damit verbundene Anspruch schließt *per se* alle, die anders denken, aus. Damit wird deutlich, dass – wie Jan-Werner Müller sagt – man nicht versuchen kann, Populismus zu verstehen ohne gleichzeitig über Demokratie zu sprechen.⁷ Während nämlich Demokratie in ihrem Wesen pluralistisch angelegt ist, bildet der „moralische[] Alleinvertretungsanspruch“⁸ der Populisten und Populistinnen dazu einen Gegenpol. Augenscheinlich spiegelt sich das Gegenüber von Demokratie und Populismus im Zitat von Jürgen Habermas wider, welches Müller zitiert: „Das Volk tritt ‚nur im Plural auf.“⁹

Die Kenntnis demokratischer Wesensmerkmale ist demnach von wesentlicher Bedeutung in der Diskussion mit Populistinnen und Populisten. „Wer nicht zu sagen weiß, was demokratisch ist und was nicht, bleibt hilflos angesichts von Behauptungen, Populismus sei – auch wenn Populisten manchmal über die Stränge schlugen – doch eigentlich urdemokratisch“¹⁰. Schließlich orientiert er sich ja ganz am Volkswillen. Aber wie so oft ist es auch hier der Schein, der trügt. Im Kern ist Populismus antidemokratisch ausgerichtet, weil er eben den Pluralismus ablehnt. Stattdessen

behaupten Populistinnen und Populisten, dass sie und nur sie das „immer als homogen gedachte Volk“¹¹ repräsentieren. Daher stellt wirklicher Populismus eine Gefahr für – ja letztlich einen Angriff auf die Demokratie dar.

Interessant ist in diesem Zusammenhang die sprachliche Unterscheidung bzw. Präzisierung, die Heribert Prantl in die Diskussion einbringt. Für ihn stellt der Begriff Populismus inzwischen eine unzulässige Verharmlosung der damit verbundenen Inhalte dar.¹² Dies hat seine Ursache zum einen in einem unspezifischen Einsatz der Zuschreibung „Populist“. So werden bzw. wurden Personen wie Oskar Lafontaine, Gregor Gysi oder CSU-Generalsekretäre insgesamt als Populisten bezeichnet, insofern eine volksnahe, dramatisierende und zugleich vereinfachende Politik als populistische Politik gekennzeichnet wurde.¹³ Wenngleich dieser unspezifische Einsatz inzwischen zurückgegangen ist, so ist doch noch zu beobachten, dass der Begriff auch bisweilen missbraucht wird, um unliebsame Positionen vorschnell abzustempeln. Aufgrund des Negativimages des Wortes werden Personen oder Positionen vorschnell diskreditiert, wie es z. B. im Kontext der Kritik an der Politik der Eurorettung zu beobachten war.¹⁴

Daher befürchtet Prantl, dass der Begriff Populismus inzwischen zu ausgeleiert sei, als dass er noch ausreichend das Gefährdungspotential für die Demokratie deutlich mache: „Es [der Begriff Populismus] taugt für fast nichts mehr; nur noch zur Verharmlosung der Demokratieverächter. Demokratie- und Verfassungsverachtung ist aber kein Populismus, sondern Extremismus.“¹⁵ Dementsprechend befürwortet Prantl anstatt der Rede vom Populismus die Rede vom populistischen Extremismus.

2. Populistische Bewegung und christliche Kirchen

Was haben nun christliche Kirchen mit dem Populismus zu tun? Diese Frage pro-

voziert in der Regel direkt folgende Rückfrage: Sollte das Christentum nicht unpolitisch sein?

Das Christentum hat aufgrund seines ganzheitlichen Ansatzes, aufgrund der Verbindung von Gottes- und Nächstenliebe sowie in der Nachfolge des Einsatzes Jesu für benachteiligte Menschen in der Gesellschaft durchaus Meinungen und Haltungen zu politischen Themen. Diese bilden zwar nicht den Untertitel zum politischen Tagesgeschäft, aber an entscheidenden Stellen bzw. wenn grundlegende Menschenrechte missachtet werden, haben die Kirchen ihrem Selbstverständnis nach die Pflicht, dies auch anzuzeigen und zu kritisieren. Würden sie dies unterlassen, hätte dies Folgen: „Zu Vorgängen zu schweigen, festigt bestehende Situationen und stärkt vorhandenes Unrecht.“¹⁶

Das Kundtun der eigenen Meinung konnte im Kontext der Flüchtlingsdiskussion beobachtet werden. Christliche Kirchen präsentieren sich durch ihre obersten Repräsentanten als „Anwälte einer möglichst großen Aufnahmebereitschaft gegenüber Flüchtenden“, als „Akteure interreligiöser und interkultureller Verständigung“ sowie als „Sympathisanten der europäischen Integration“¹⁷. Eigentlich folgt daraus, dass Parteien, die in ihren Ansichten und Programmen diesen Haltungen widersprechen, für Christen und Christinnen nicht wählbar sind.¹⁸

Allerdings muss die These, dass Christinnen und Christen populistischen Tendenzen gegenüber immun wären, als frommer Wunsch gekennzeichnet werden. Sie entspricht nicht der Realität, wie sich leicht hin an der Gruppe „Christen in der AfD“ erkennen lässt. Lesch macht die Ursache dafür in folgendem Sachverhalt aus:

„Die klare Grenzziehung zwischen Religion und Populismus funktioniert nämlich nur, wenn wir es auf der einen Seite mit einer aufgeklärten, toleranten, weltoffenen und politisch sensiblen Vernunftreligion zu tun haben, auf der anderen Seite mit blindem Hass oder mit einer leicht durchschaubaren Strategie der Volksverdummung, der

sich im günstigsten Fall mit der Kraft der Argumente gegensteuern lässt.“¹⁹

Aber auch hier dominiert die Erkenntnis: Die Realität ist leider komplexer und differenzierter. Bei Christinnen und Christen handelt es sich weltweit – wie auch in Deutschland – nicht um eine einheitliche Gruppe. Dies zeigt sich auch daran, dass sich eine als christlich verstandene Politik in Deutschland inzwischen mit den Anliegen aller etablierter Parteien vereinbaren lässt.

Allerdings ist darüber hinaus zu berücksichtigen, dass sich zum Beispiel die Katholische Kirche erst vor noch nicht allzu langer Zeit konform erklärt hat mit den Menschenrechten, der Demokratie und dem Pluralismus.²⁰ Es gibt allerdings konservative Kritiker und Kritikerinnen dieser Entwicklung, die „dies bis heute [für] eine unangemessene Anpassung an den säkularistischen Zeitgeist“ halten.²¹

Diese Aspekte oder auch eine skeptische Haltung gegenüber gewandelten Bildern von Familie und Geschlechterverteilung können dazu führen, dass sich Christen und Christinnen angesprochen fühlen von populistischen Strömungen, die ähnliche konservative Muster propagieren.²² Die einzelnen Aspekte können aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Gesamtausrichtung einer populistischen Partei nicht mit dem Christentum vereinbar ist. Wenn dies nicht berücksichtigt wird, kommt es zu befremdlichen Beispielen wie Hille Haker, Professorin für theologische Ethik in Chicago, aufzeigt.²³

Sie skizziert das Beispiel einer negativen Symbiose von christlicher Kirche und populistischer Bewegung. Bemerkenswert ist die These von Haker, dernach eine „bestimmte Lesart christlicher Werte, die von einem Teil sowohl der protestantischen als auch der katholischen Christen und Christinnen in den USA vertreten wird, [...] die populistische Bewegung um Trump zwar nicht hervorgebracht, wohl aber ethisch und politisch normalisiert“²⁴ hat. Letztlich hätten mehr als 80% der Protestanten und Protestantinnen und mehr als 50%

der Katholiken und Katholikinnen Trump gewählt. Anlass genug für eine kritische Selbstreflexion, so Haker. Dabei sei unter dem Schlagwort „Volk“ in Bezug auf die USA, die für die populistische Bewegung moralisch relevante und homogene Gruppe der „schweigenden, vergessenen Mehrheit“ zu verstehen. Es handele sich um ein Codewort für die weißen Amerikaner, die als „Arbeiter- und Bauerschicht – Fabrikarbeiter, Bergmänner der Kohlewerke oder die Bauern der ländlichen Regionen im Mittleren Westen oder in den Südstaaten – als die eigentlichen Opfer der gegenwärtigen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung hingestellt“ werden. Haker gibt an, dass aber nicht ökonomische Verarmung dazu führte, dass Rassismus und Fremdenfeindlichkeit die populistische Bewegung begleiten, sondern vielmehr der Verlust sozialer Überlegenheit.²⁵ Es müsse gar nicht mit eigenem Abstieg kombiniert sein, man gönne es anderen gesellschaftlichen Gruppen schlichtweg nicht, dass diese gleichgestellt werden oder dass eine Legalisierung von Immigranten und Immigrantinnen ohne Aufenthaltsrecht erfolgt.

Den christlichen Kirchen wirft Haker „Komplizenschaft mit der Trump-Ideologie“ vor: „Weil die Bedrohung der traditionellen Werte in Sachen Familien- und Geschlechterordnung sowie der Sexualmoral, von den Kirchen sehr viel mehr ins Zentrum gerückt wurde als etwa die Gefährdung der Demokratie durch den Populismus, werden die christlichen Kirchen in den USA mit der Position des Schutzes ungeborenen Lebens und der Aufrechterhaltung der Geschlechterordnung sowie der Verteidigung der ‚Religionsfreiheit‘, die politische Ausnahmen von der Reformpolitik verlangt, stärker verbunden als mit allen anderen sozioethischen Themen.“²⁶

Offensichtlich fehlt es in diesem Fall also an der nötigen deutlichen Abgrenzung der christlichen Kirchen von der populistischen Bewegung. Der Bestandsaufnahme hält Haker letztlich vier notwendige Herausforderungen der christlichen Kirchen in den USA angesichts populistischer Bewegun-

gen entgegen: Der strukturelle Rassismus sei aufzuarbeiten und seine Existenz sei vor allem anzuerkennen. Notwendig sei eine kritische Haltung gegenüber der eigenen Blindheit in Sachen Sexismus und patriarchaler Geschlechtertheorie. Notwendig sei auch eine kritische Haltung gegenüber der eigenen Immunisierung gegen jede Diskussion der Sexualethik. Schließlich bedürfe es einer klaren Haltung gegen Rassismus, Sexismus und Fremdenfeindlichkeit. Alle drei seien unvereinbar mit der christlichen Botschaft.²⁷

Angesichts dieses Beispiels einer negativen Verbindung zwischen christlichen Kirchen und Populismus macht sich womöglich beim Leser und der Leserin ein Stück weit Erleichterung breit, dass wichtige Repräsentanten der Kirchen in Deutschland deutlich Stellung bezogen haben – wie bereits oben angeführt. Dies allein ist aber nicht ausreichend. Vielmehr braucht es die Haltung jedes einzelnen Christen und jeder einzelnen Christin.

3. Informiertheit und Haltung: Fürchtet euch nicht!

Seit dem vermehrten Auftreten von Populisten und Populistinnen, in Deutschland zumeist in Form von Parteimitgliedern der AfD, stellt sich auch für die Kirchen die Frage, wie man damit umgehen soll. Dazu finden sich in der allgemeinen Diskussion verschiedene Vorschläge, wobei sich der Eindruck verfestigt, dass es dabei keinen Königsweg gibt. Je nach Situation können unterschiedliche Herangehensweisen sinnvoll sein. Zu berücksichtigen sind dabei die bisweilen reflexhaften Reaktionen von Seiten der Populistinnen und Populisten; so folgt auf eine Ausgrenzung zumeist die Selbstdarstellung als Opfer.

Ein praktisches Beispiel für die schwierige Frage des Umgangs im öffentlichen Raum besteht darin, ob Vertreter und Vertreterinnen der AfD zu Kirchentagen bzw. Katholikentagen eingeladen werden. Bisher gibt es dazu keine einheitliche Praxis, son-

dern es wird eine Entscheidung von Veranstaltung zu Veranstaltung getroffen. Zum Katholikentag in Münster 2018 entschlossen sich die Veranstalter nach längerer Diskussion, den kirchenpolitischen Sprecher der AfD-Bundestagsfraktion zu einer Podiumsdiskussion einzuladen. In einem Fazit zur Veranstaltung kommt die Journalistin Annette Langer vom Nachrichtenmagazin „Spiegel“ zum Ergebnis: Wenig Diskurs, wenig Argumente, wenig authentischer Gedankenaustausch, dafür bereits bekannte Behauptungen und Provokationen.²⁸ Die Veranstalter des kommenden Kirchentages 2019 in Dortmund haben sich nach Diskussion dazu entschieden, AfD-Vertreter und -Vertreterinnen nicht einzuladen, und zwar unter Verweis auf die zunehmenden rassistischen Äußerungen der Partei.

Bleibt die Frage, ob und inwiefern sich dadurch auch die Wählerschaft der AfD ausgegrenzt fühlt. Die Publizistin Liane Bednarz vertritt die Meinung, dass durch die Ausladung die Chance vertan werde, die AfD gezielt auf die Vereinbarung von eigenen Positionen mit dem Christentum anzusprechen²⁹ und so der Wählerschaft deutlich zu machen, dass es hier Unvereinbarkeiten gibt.

Bevor nun aber der Einzelne und die Einzelne aufgrund des Anscheins einer verfahrenen Lage und mit Blick auf das eigene Tun den Kopf in den Sand steckt und eben doch weggeschaut, sei an das Eingangswort dieses Beitrags erinnert. Heribert Prantl brachte es in seinem Vortrag vor Rundfunkbeauftragten, Rundfunksprecherinnen und -sprechern der katholischen Kirche im SWR ein, indem er ein Plädoyer für die Kirche als „Entängstigungseinrichtung“ hielt.³⁰ Dieses sperrige Wort impliziert eine Ausrichtung der Kirche an dem Zuruf der Engel „Fürchte dich nicht!“ und setzt dann bei der einzelnen Person an, und zwar ausgehend von der Überzeugung, dass die Überwindung von Gewalt mit der Überwindung von Angst anfangen. Anstatt dass kirchliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ängstlich um das eigene Überleben

kreisen und die eigene schwierige Existenz beklagen, hätten sie der Frage nachzugehen „Wo leidet Gott in dieser Welt?“ In diesem Sinn sei es immer angezeigt, das Gespräch mit der einzelnen Person zu suchen, ohne damit dem Populismus eine Bühne zu bieten. In diesen Gesprächen kann es dann durchaus um Ängste und Sorgen gehen, die sich auf die eigene Zukunft und Arbeit beziehe, oder die sich um Sicherheit und Heimat in einer globalisierten Welt drehen.³¹

Wenn sich jemand auf die Frage fokussiere, warum jemand anderes besser wegkommt im Leben als man selber, könne man empfänglich werden für einfache Schuldzuweisungen und Sündenböcke. Allerdings gehöre es zum Leben dazu, mit diesem möglichen Frust umgehen zu lernen, ohne in Ausgrenzung oder Gewalt abzurutschen. Wenn vermeintlich einfache populistische Lösungen wie „Wir schließen die Grenzen“ Zulauf finden, so findet darin bisweilen eine Sehnsucht Ausdruck, „dass die Welt doch bitte weniger komplex und verknotet sein soll, als sie ist“³². Bei näherem Nachdenken wissen aber die meisten aus eigener Lebenserfahrung, dass es Situationen im Leben gibt, die nicht einfach zu lösen sind, sondern Geduld, Sorgfalt, viel Kraft und Einsatz erfordern.

Mit Blick auf die Auseinandersetzung zwischen Christentum und Populismus prophezeit Lesch: „Aus der Auseinandersetzung mit dem Populismus werden die Kirchen verändert hervorgehen: aufgeklärter, selbstkritischer, demokratischer, verantwortungsbewusster, wirklichkeitsnäher und mit einer deutlichen Absage an menschenverachtende Ideologien.“³³

Dieses Ergebnis hängt aber entscheidend vom Verhalten jedes einzelnen Christen und jeder einzelnen Christin ab. Jede und jeder sieht sich dafür mit der Notwendigkeit konfrontiert, dem jeweiligen Gegenüber und sich selbst Mut und Zuversicht für das alltägliche Tun zu schenken, komplexe gesellschaftliche und politische Zusammenhänge mit einfachen Worten zu erklären sowie für Menschenrechte und Menschenwürde, für Demokratie und Plu-

ralismus einzutreten. Der biblische Zuruf „Fürchtet euch nicht!“ kann dafür die Hintergrundmelodie bilden.

Anmerkungen:

- 1 Angesichts der Untergruppe innerhalb der AfD „Christen in der AfD“ ist Informiertheit und eine darauf gründende eigene Haltung für Christinnen und Christen allgemein und für kirchliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter speziell weiterführend.
- 2 Walter Lesch (Hg.), *Christentum und Populismus, Klare Fronten?* Freiburg i. Br. 2017.
- 3 Vgl. Walter Lesch, *Religion und Populismus. Blinde Flecken der Wahrnehmung*, in: ders. (Hg.), *Christentum und Populismus* (s.o.), 12-25, 16.
- 4 Karin Priester, *Wesensmerkmale des Populismus*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ 5-6/2012)* <http://www.bpb.de/apuz/75848/wesensmerkmale-des-populismus> (Zugriff: 2019-01-04).
- 5 Ebd.
- 6 Jan-Werner Müller, *Was ist Populismus? Ein Essay*. Berlin 2016, 18f.
- 7 Vgl. ebd. 13.
- 8 Ebd., 19.
- 9 Ebd., 19. Jürgen Habermas, *Volkssouveränität als Verfahren*, in: *Forum für Philosophie Bad Homburg* (Hg.), *Die Ideen von 1789*. Frankfurt a. M. 1989, 7-36, 15.
- 10 Ebd., 13.
- 11 Jan-Werner Müller, *Populismus. Symptom einer Krise der politischen Repräsentation? – Essay*, in: *APuZ 40-42/2016*, <http://www.bpb.de/apuz/234701/populismus-symptom-einer-krise-der-politischen-repraesentation?p=all>
- 12 Vgl. Heribert Prantl, *Gebrauchsanweisung für Populisten*. Salzburg 2017, 15.
- 13 Vgl. ebd.
- 14 Vgl. ebd., 15f.
- 15 Ebd., 16.
- 16 Michelle Becka, *Verantwortung übernehmen. Christliche Sozialethik und Migration*, in: *Stimmen der Zeit* 143 (2018) 343-352, 346f.
- 17 Lesch, *Religion und Populismus*, (s.o.), 18.
- 18 Vgl. ebd., 19.
- 19 Ebd., 13.
- 20 Vgl., ebd., 14. Eine offizielle Anerkennung und Ratifizierung der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte durch den Vatikanstaat steht leider bis heute aus.
- 21 Vgl., ebd.
- 22 Vgl. Lesch, 22.
- 23 Vgl. dazu Hille Haker, „Make America Great Again“ – Rechtspopulismus in den USA, in: Walter Lesch, *Christentum und Populismus* (s.o.), 147-160.
- 24 Vgl. ebd., 148.
- 25 Vgl. 149.
- 26 Ebd., 155.
- 27 Vgl. ebd., 157ff.
- 28 Annette Langer, *Katholikentag in Münster „Kein Frieden mit der AfD*, in: *Spiegel online*, 12.05.2018, <http://www.spiegel.de/panorama/gesellschaft/katholikentag-in-muenster-kein-frieden-mit-der-afd-a-1207400.html> (Zugriff: 2019-01-04).
- 29 Vgl. Liane Bednarz im Gespräch mit Anke Schaefer auf *Deutschlandfunk Kultur, Evangelischer Kirchentag 2019: AfD konfrontieren, statt ausgrenzen*. 27.09.2018, https://www.deutschlandfunkkultur.de/evangelischer-kirchentag-2019-afd-konfrontieren-statt.2950.de.html?dram:article_id=429202 (Zugriff: 2019-01-04).
- 30 VGL. Heribert Prantl, *Kain, Abel und das christliche Abendland. Welchen Wert haben Werte in Zeiten des Populismus*. Vortrag für die Jahrestagung der Katholischen Rundfunkarbeit am SWR zum Thema „Reizwort ‚Christliches Abendland‘“, 19.-20.11.2019, Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart.
- 31 Vgl. Heribert Prantl, *Gebrauchsanweisung für Populisten*, (s.o.), 9.
- 32 Vgl. ebd., 20.
- 33 Walter Lesch, *Perspektiven der Auseinandersetzung mit dem Populismus in Religion, Politik und Gesellschaft*, in: ders. (Hg.), *Christentum und Populismus* (s.o.), 200-208, 207.

Paul Petzel

Zwischen Bilder- verbot und katholi- scher Bilderliebe

Anmerkungen zu einer Theologie der Bilder
und der Kunst

Bilder begegnen zumal im katholischen Christentum auf Schritt und Tritt. Altarbilder fokussieren den Blick der Kirchenbesucher oder – im Fall barocker Raumausma- lungen etwa – umfassen ihn suggestiv und versetz(t)en ihn in eine andere, himmlische Szenerie. Die Liturgie als kunstvoll gestal- tetes Gefüge von Worten, Gesten, Hand- lungen mit je eigener Zeitregie in beson- derem Raum mit einschlägigem Inventar kann von gegenwärtiger Kunst her leicht als große Performance aufgefasst werden und zugleich als Sequenz in ihrer Abfolge weithin festgelegter Bilder. Die aber – und da unterscheidet sie sich auch von ambi- tionierten Kunstformen, die auf Erhabenes wenn nicht persönliche Erschütterung ab- zielen – nichts Geringeres beansprucht, als ein Stehen und Gehen der Gemeinde vor Gott zu realisieren. Nicht wenige Frömmig- keitsformen sind bildgestützt, ja, das Bild ist Medium der Andacht wie etwa beim Kreuzweg oder aktueller Bildmeditationen. Auch die Illumination von Kirchenräumen setzt aufs Optische: das neue besonde- re Bild des alten ggf. vertrauten Raumes. Und erst recht lässt sich die Volksfröm- migkeit, wie sie sich seit Jahrhunderten entwickelt hat, nicht ohne Bilder vorstellen, auch wenn deren Verehrung Züge an- nimmt, die sich problematisch ausnehmen: Wo etwa das Knie gebeugt wird vor Heiligen- und Gnadenbildern, wo Berühren und Küssen dieser Objekte von Menschenhand sich fragen lassen müssen, ob sich in die Verehrung nicht längst Magisches ein-

gemischt hat. Doch jenseits eines derart „expressiven“ Umgangs mit Kunst ist auch für nüchternere Gemüter klar, dass ein Bild von religiösem Gehalt, wenn es denn auch so gebraucht wurde, nicht mit dem Altpapier entsorgt, sondern verbrannt oder sogar „beerdigt“ wird: Solche Bilder sind nicht nur bemaltes oder bedrucktes Mate- rial. Ihr Gebrauch hat ihnen einen anderen Charakter verliehen, der auch eine ande- re Form des Übergangs in den Status der Nicht-mehr-Nutzung verlangt. Die Liste des christlichen Umgangs lässt sich leicht fortsetzen. Katechese und Unterricht las- sen sich schwerlich ohne Bildmaterial den- ken. Und je schwieriger die Glaubensver- mittlung geworden ist, desto steiler geriet die „Karriere“ des Bildtypus’ Symbol. Eine eigene Symbol-Didaktik und –pastoral ist generiert worden, die nicht wenigen sogar als der Königsweg der Vermittlung dessen erschien, was den Glauben angeht.

Schließlich sind Vokabeln des Visuellen in der biblischen wie der theologischen Fach- sprache schwerlich zu ersetzen: Gerade wenn etwa von Offenbarung, re-velatio, gesprochen wird, „muss“ geradezu auch von Erscheinung, Glanz, Herrlichkeit, Vi- sionen und Traumgesichten gesprochen werden. Dabei ist biblisch nicht nur aller- meist Akustisches mit dem visuellen Of- fenbarwerden verbunden, sondern in der Gewichtung bleibt der Hörsinn doch pri- mär. Festzuhalten bleibt aber, dass es sich bei diesen Sprachbildern doch um Bilder im abgeleiteten Sinn des Wortes handelt. Diesen Unterschied macht ex negativo das Bilderverbot klar: Es untersagt ein (dreidi- mensionales) Bildnis im Tempel, und sein biblisches Echo bei Propheten (z.B. Jes 4,9- 20), in Psalmen (115;135) und Weisheit (15) polemisiert gegen solche als Götter ange- betete Machwerke aus Menschenhand. „Ih- nen [den Machwerken von Menschenhand] werden gleich, die sie machen“, also ohn- mächtig und zu nichts nützlich. (Ps 135,18) Bestritten wird aber keinesfalls ein Sinn für das Schöne und all das, was wir neuzeitig als Kunst betrachten, und erst recht wird nicht eine bildkräftige Sprache kritisiert:

Die Bibel kennt schließlich, und nicht nur im Hohelied, sehr metaphernreiche Texte, und selbst von Gott spricht sie bildhaft-anthropomorph.

Wer von Bildern spricht, kann von den Betrachtern nicht schweigen. Sie sehen und nehmen wahr, Gefühle werden evoziert, Assoziationen und Erinnerungen in ihnen durch ein Bild geweckt. Das kann einschüchtern, ängstigen, erfreuen und Hoffnung vermitteln. Es kann Erzähltes darstellen und vermitteln oder auch verstellen. Umgekehrt ist es selber allen möglichen Projektionen der Betrachter ausgesetzt: Sie können in ihm sehen, was längst in ihnen selber ist, ohne dass sich das Bild wehren könnte. Und umgekehrt kann es sich ihnen ein-bilden, ohne dass sich die Betrachter dagegen einfach sperren könnten.¹ Wie viele Menschen haben das Bild des alten weißbärtigen Gottes, mal altersgütig, oft genug streng dreinblickend, verinnerlicht und sich schwer damit getan, sich davon wieder zu befreien zugunsten eines *Deus semper maior*?! Wann helfen, wann schaden Bilder also? Wann machen sie sichtbar, wann verschließen sie den Blick? Stiften sie Erkenntnis oder Verwirrung? Bringen sie Wahrheit zum Erscheinen oder scheint nur „wahr“, was sie zeigen? Wann sind sie christlich „authentisch“, wann fragwürdig?

1. Digitale Revolution und *iconic turn*

Angesichts der breiten Präsenz von Bild und Bildlichkeit wie ihrer Relevanz im Christlichen kann es verwundern, dass es noch keine ausgearbeitete Theologie des Bildes gibt. Und dies erstaunt umso mehr, als wir mitten in einer Zeit leben, die von der digitalen Revolution in hohem Maße gekennzeichnet ist. Mit der aber ist eine Bildfülle verbunden, wie sie menschheitsgeschichtlich bisher völlig unbekannt, ja sogar unvorstellbar war: Jedermann kann heute zu jeder Zeit nahezu mühe- und fast kostenlos Bilder herstellen. In Bruchteilen von Sekunden, nah an der „Echtzeit“, also

dem Moment der Aufnahme, können sie zudem auch weltweit kommuniziert werden. Bilderströme durchziehen das Leben vieler. Die Gattung des Selbstporträts ist in den Selfies geradezu explodiert. Ob dies eine wünschenswerte Demokratisierung der bislang Künstlern vorbehaltenen Selbstbildnisse darstellt oder eine Apotheose narzisstischer Selbstbezüglichkeit, ist hier nicht zu diskutieren. Biometrische Bilder machen in neuer Weise identifizierbar, und digitale Bildproduktion erlaubt ganz neue Dimensionen der Überwachung. Niemand betritt mehr einen größeren Bahnhof, ohne dass er oder sie dabei abgebildet und identifiziert würde. Zugleich erschließen digitale Bildgebungsverfahren ganz neue Möglichkeiten für Wissenschaft und Medizin. Wir kennen seit kurzem Bilder vom Mars aus über 200 Millionen Kilometern wie die von Zellen innerster Organe. Wo sich im Gehirn etwas regt, wenn wir beten, ist bildlich lokalisierbar ...² Was all das mit uns macht, ist noch nicht absehbar. Dass es aber unsere Wahrnehmung formt, unser Fühlen und Denken, unsere Beziehungen und unser Selbst- und Weltverständnis betrifft, dürfen und müssen wir aufgrund früherer technischer Revolutionen annehmen. Die Nähe von Bild und Betrachtern konnte und wollte schon etwa in barocker Kunst „überwältigend“ sein. Heute mögliche „(a)n die menschlichen Körperreaktionen dicht angeschlossene Bildgeneratoren, genannt Cyberspace“³ rücken dabei noch dichter „auf die Pelle“: Die Kraft der Bilder, Illusionen zu bewirken, ist heute forciert. Dass dann zwischen Fakt und Fiktion, Wahrgenommenem und Wirklichem nicht immer mehr klar unterschieden werden kann, sollte nicht zu sehr erstaunen. Ein entscheidender Grund dafür liegt in dem von Boehm diagnostizierten Umstand: „ein Wandel im ikonischen Bewusstsein hat stattgefunden.“⁴ Und damit, lässt sich ergänzen, ist auch unser Bewusstsein von Wahrheit mit betroffen.

Wer vom Bild handelt, verhandelt also viel und keinesfalls nur „Ätherisches“, das man den „Ästheteten“ überlassen sollte. Ange-

sichts der Allgegenwart von Bildern spricht Boehm deshalb von einem *iconic turn*⁵, sein US-amerikanischer Kollege Mitchell vom *pictorial turn*⁶. Bei allen Unterschieden im Detail, die hier nicht interessieren können, möchten die „turns“ eine quantitativ und qualitativ neue Bedeutung von Bild und Bildlichkeit anzeigen. Den Begriff *turn* leihen sich die Genannten vom Philosophem Richard Rorty aus. Der meinte in den 1960er Jahren mit *linguistic turn* den Umstand, dass im Verlauf des 20. Jahrhunderts klar geworden sei, wie grundlegend bedeutsam Sprache und Sprachlichkeit so viele Phänomene des Lebens bestimmt und so viele Fächer der Wissenschaften: Nicht nur Kommunikation und Literatur, sondern auch Naturwissenschaften, Philosophie und die Begründung der Ethik sind ohne Rückgriff auf die (dann systematisch erforschte) Sprache nicht mehr plausibel zu machen. Ein solcher „Kristallisationspunkt“ wird nun für das Bild und die Bildlichkeit reklamiert, das damit als Leitmedium identifiziert wird.⁷ Von einem *iconic turn* zu sprechen, ist zugleich Anstoß dafür, seit den 1990er Jahren eine eigene Bildwissenschaft zu entwickeln. Kunstwissenschaftler sind daran gewiss zentral beteiligt; im Umgang mit Bildern, wenn auch speziellen: eben künstlerischen, verfügen sie über lange Erfahrung und besonderes „Know how“. Aber es bedarf auch der Philosophen, schließlich ist die Ästhetik als Lehre vom Schönen ebenso wie als solche der Wahrnehmung eine ihrer Disziplinen; es braucht Literaturwissenschaftler, die schließlich Experten für Sprachbilder sind; und dass Medienwissenschaftler notwendig und auch Psychologen und Soziologen hilfreich sind, um zu erfassen, was es mit dem Bild, der Vielfalt seiner Erscheinungen und Wirkungen „auf sich hat“, versteht sich leicht. Aber auch auf die Theologie kann in diesem Bemühen um eine Bildwissenschaft nicht verzichtet werden. Zumindest in Europa war der kirchliche Bildgebrauch wie die Bestreitung von Bildern ganz bestimmend und – um eine These eines der anzuzeigenden Bücher vorwegzunehmen –, sie ist bis

heute in der (künstlerischen) Bildproduktion immer noch wirksam. Theologische Studien zur Problematik mehren sich.⁸ Nur auf zwei sehr groß angelegte Buchprojekte sei hier aber verwiesen.

2. Handbuch der Bildtheologie

Als ambitionierten theologischen Beitrag zur sich formenden Bildwissenschaft lässt sich das vierbändig angelegte Handbuch der Bildtheologie verstehen. Der Münsteraner Theologe Reinhard Hoeps gibt es ab 2007 heraus. Sein erster Band trägt bezeichnender Weise den Titel *Bild-Konflikte*. Denn das Bild war in der Geschichte der Kirche und Theologie oft genug Anlass und Inhalt von vielschichtigen Streitigkeiten; so etwa im Byzanz des 8. und 9. Jahrhunderts, aber auch in den Reformbewegungen des Hoch- und Spätmittelalters wie erst recht im Zeitalter der Reformation. Und immer wurde dabei auch das biblische Bilderverbot (Ex 20,4; Dtn 5,8) in Anschlag gebracht. Auch im folgenden 2014 erschienenen Band hält Hoeps über diese historischen Gegebenheiten hinaus mit grundsätzlichem Anspruch fest: Bei aller im katholischen Christentum gegebenen großen Bilderfreundlichkeit, bleiben diese rechtfertigungsbedürftig. Deshalb muss „(d)ie Spannung von extensivem Bildgebrauch und fundamentaler Bilderskepsis () nicht zuerst aufgelöst werden, um einer theologischen Reflexion des Bildes Raum zu geben; sie ist selbst die genuine und fundamentale Aufgabe jeder christlichen Bildtheologie“⁹; in meiner Lesart: Das Bilderverbot bleibt auch katholisch virulent.

Ein dritter Band wird die *Funktionen des Bildes im Christentum* untersuchen, die oben nur genannt wurden. Grundsätzlich mit der Beziehung Kunst und Religion wird sich der vierte Band befassen.¹⁰

Der 2014 als bislang jüngst erschienener Band prüft, was das Bild als *Medium* ausmacht. Historisch angelegt und systematisch interessiert, versammelt er neunzehn Einzelstudien von 16 Autoren und Autorin-

nen aus Theologie, Kunst- und Kulturwissenschaften und Philosophie wie eine instruktive Einleitung des Herausgebers. Ihre meist historischen Probebohrungen verfolgen das Ziel, für die noch auszuformende Bildtheologie Grundlagen zu schaffen, Perspektiven zu eröffnen und Kategorien zu „schmieden“. Denn eine eigene Bildtheologie gibt es noch nicht. Inhaltlich lotet dieser Band das Vermögen des Bildes aus, einerseits als Zeichen auf Anderes hin zu fungieren, was sich gewiss leicht versteht. Darüber hinaus aber wird auch erkundet, wie das Bild – zumal in seinem religiösen Gebrauch – auch eine Gegenwärtigkeit bewirken kann. Die Ikone der Ostkirche steht dafür etwa. Als ein optisch fassbares bleibt das Bild im Christentum grundsätzlich brisant. Denn ob Zeichen oder Medium der Präsentsetzung, es wird in religiösem Gebrauch immer in Beziehung zu einem Gott gesetzt, der sich jeder Darstellung und Fassbarkeit entzieht. Deshalb verwundert es nicht, dass sich dieses Paradox auch durch viele Beiträge des Handbuches zieht.

Im ersten Teil *Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit* wird philosophisch nach dem Erkenntnisgehalt des Bildes gefragt: Lassen sich in und durch Bilder überhaupt Erkenntnisse gewinnen und „entspringt“ es nicht „selbst aus einer Erkenntnis“ (A. De Santis 23)? Welche Bedeutung hat das Optische, welche das Akustische in der biblischen Offenbarung und in aktuellen Offenbarungstheologien? Schließlich durchleuchten vier Beiträge *Visionen, das Schöne, Erhabene* und die *Aura*: allesamt Phänomene und Begriffe, die sowohl ästhetisch als auch theologisch bedeutsam sind.

Der zweite kürzeste Teil des Handbuchbands prüft die Beziehung von *Wort und Bild*, die für die Theologie und Praxis gewiss eine zentrale Frage darstellt. Konkret geschieht das anhand von Bibelillustrationen, Diagrammen des Mittelalters oder Emblemen der Barockzeit. In allen diesen Fällen rücken Schrift und Bild aufs engste zusammen. Zum Zusammenspiel von Wort und Bild resümiert der Straßburger Theologe und Spezialist für christliche Bildkunst

Boespflug, die Praxis des Predigens dabei klar im Blick: „Heutzutage kann das Bild das Wort vor dem Austrocknen, der Abstraktion bewahren. Und auch die Predigt kann sich vom Bild helfen lassen. Sie kann aber auch darauf verzichten, und im Verzicht dazu gewinnen. Allein tut es ihr gut, seine zweite Stimme in der Nähe zu haben, die der Verkündigung Fleisch, Schönheit und Vision verleiht. Das Wort seinerseits beschützt das Bild vor ihm selbst, indem es seiner Tendenz widerspricht, alles zu vergessen, was es nicht ist (...)“ (283)

Der dritte Teil des Handbuchs *Repräsentation und Präsenz* analysiert etwa an katechetischen Bildern, wie sie im 19. und 20. Jahrhunderts massenhaft verbreitet wurden, die *Zeichenfunktion* des Bilds im Raum der Kirche. Seine darüber hinausgehende Kraft, auch präsent zu setzen, wird dann am Bildtyp des *Vera icon*, dem Schweiß-tuch der Veronika, und im Bezug zum Sakrament, vor allem der Eucharistie, deutlich gemacht. Dabei kristallisierte sich für den Westen, anders als für die Kirchen des Ostens, bis zum Trienter Konzil klar heraus: Bilder dienen der „Unterweisung und der Erbauung“, während den „Sakramenten (...) eine weitaus höhere Repräsentationskraft zugetraut“ wird. „Realpräsenz als höchste Steigerung der Repräsentation ist Sache des Sakraments, insbesondere der Eucharistie, jedenfalls nicht des Bildes.“ (Hoeps 400) Die Kunst Gegenwart aber hält sich an diese „Arbeitsteilung“ nicht. In Installationen eines Joseph Beuys bspw. kommen den Materialien und ihrem Arrangement eine Bedeutung zu, wie sie christlich nur von den Sakramenten bekannt ist: das im Zeichen Gemeinte auch wirksam zu gegenwärtigen.

Ein Beitrag, der diesen dritten und letzten Teil abschließt, untersucht auf dieser Spur motivische, vor allem formale und konzeptionelle Verbindungen zwischen kirchlichem Bildgebrauch und aktueller Kunst. Muster und Konzepte sind danach auf einem Kulturtransfer aus christlich-kirchlichen in autonome säkulare Kunst weiter gewandert. Im Durchgang durch eine „Ga-

lerie“ von Gegenwartskunst weist J. Rautchenberger nach, dass und wie säkulare Kunstwerke durchaus dem grundsätzlichen Problem aller Darstellung im Christentum verbunden sind. Und auch bei ihnen, die sich nicht (ausdrücklich) in Beziehung zum Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs oder Jesu setzen, findet sich die unlösbare Aufgabe, Transzendentes sinnhaft fassbar zu machen, zu thematisieren. Auch hier begegnet die Spannung von *Materialität*, wie sie etwa der Reliquienkult kennt, und *Virtualität* als dem nur Möglichen, Nicht-greifbaren. Und auch die zumal katholische Fokussierung auf den Leib Christi begegnet in der Gegenwartskunst, sofern sie einen ausgeprägten Sinn für den „Körper als Bild“ entwickelt hat (582). So etwa, wenn der kroatische Künstler Zlatko Kopljär, „bekleidet mit einem schwarzen Anzug, auf seinem einzigen Stück Land – auf einem Taschentuch –, vor den Symbolen wirtschaftlicher, politischer und kultureller Hegemonie in New York“ kniet: „Andacht, Verehrung, Zorn, Ohnmacht sind die Assoziationsfelder dieses Aktes“, dessen entscheidendes Medium doch sein eigener Körper in der religiösen Haltung des Kniens ist (585).

3. Poetische Dogmatik

Verwandt und doch sehr anders nimmt sich im Vergleich zum Handbuch das andere theologische Großprojekt unserer Jahre, die elfbändige *Poetische Dogmatik* des 2016 verstorbenen Kölner Dogmatikers Alex Stock aus. Verwandt ist sie dem Handbuch, sofern auch sie über alle schon vielfach bezeichneten „Brüche“ und „Klüfte“ zwischen Kirche und Kunst hinweg die hohe theologische Bedeutsamkeit der Bilder und der bildenden Kunst voraussetzt und systematisch zur Geltung bringen will. Darüber hinaus nimmt sie aber jede Kunstform, also auch Text und Musik, in den Blick. Und während ein Handbuch Aspekte einer Fachproblematik ausleuchtet, hat eine Dogmatik das Ganze der Glaubenslehre

möglichst plausibel, ja möglichst „streng“ in ihren Zusammenhängen klar zu machen. Dafür stützt sie sich auf philosophische Denkformen. Die *Poetische Dogmatik*, die sich dazu nicht als Gegensatz oder Alternative versteht, sondern komplementär, setzt allerdings ganz auf die kulturellen Hervorbringungen des christlichen Glaubens: Lieder, Devotionalien, geistliche Theologie, Bilder, Kirchenräume und Figuren; auf zentral Beachtetes der „hohen Kunst“ der Meister wie auf Ausdrucksformen einer anonymen Volksfrömmigkeit. Das zeitliche Spektrum ihrer Suchgänge reicht von frühchristlicher Zeit bis zur Gegenwart. Stock öffnet sich auch für außerkirchliche Werke der Moderne, wenn sich denn bei aller Säkularität der Künstler noch eine – und sei es geschichtlich vermittelte – christliche Inspiration ausmachen lassen. Nicht eine möglichst konzise Logik der Glaubenslehre ist aber ihr Ziel, sondern die Bildung eines stimmigen „Arrangement(s)“, eines Gefüges, so wie es die Liturgie kennt.¹¹ Die Funde aus diesen weiten Welten werden nicht deduktiv, einem Prinzip folgend, systematisiert, sondern „auf dem Weg“, auch intuitiv, gefunden und so miteinander kombiniert, dass ihre Konstellation allerdings Einsichten ins christliche Credo freisetzt. Das aber ist, auf diese Weise erschlossen, ganz anders mit kulturellen lebensweltlichen Konnotationen „aufgeladen“.

Um trotz einer starken Anlehnung an die Liturgie dennoch als Dogmatik erkennbar zu bleiben, orientiert sie sich an den klassischen Traktaten. Die Christologie zieht sie aber vor die Gotteslehre. Und das aus dem praktischen Grund, dass das kulturelle Material dazu so besonders reichhaltig ist. Die vier Bände Christologie, von denen hier nur zwei vorgestellt werden können, folgen dem Aufriss einer „carte d'identité“¹², also dem eines Passes. So befasst sich der erste Band mit dem Namen Jesu,¹³ in dem zentral auf das nicht mehr gefeierte Fest „zweiter Klasse“ der heiligsten Namen Jesu zurückgegriffen wird. Die Fülle der hier aufgeführten Namen wird mit Väterhomilien, Hymnen aber auch moderner Lyrik ebenso

präzis wie behutsam ausgefaltet. Statt der Fokussierung auf wenige möglichst konzentrierte Formeln oder Namen wie Erlöser oder Gottessohn sucht eine poetische Christologie Weite und Vielfalt.

Der zweite Band konzentriert sich auf *Schrift und Gesicht* in Anlehnung an Signatur und Passbild der *carte d'identité*. „Natürlich“ ist das anachronistisch im Blick auf die Zeit Jesu. Es wird hier als Inspiration aufgefasst, nach den unterschiedlichen Formen des Jesumogramms wie etwa dem PX, dem IHS, aber auch der Beziehung von Kreuz und Hakenkreuz zu suchen und die Gehalte dieser Formen und Gebrauchszusammenhänge freizulegen. Dem folgt der Durchgang durch eine Auswahl der fast unüberschaubar zahlreichen Jesusdarstellungen in der Kunst: vom Typ des „nicht von Menschen gemachten Bilds“, wie diverse Legenden es kennen, bis zum Turiner Grabtuch; über die Jesusdarstellungen der klassischen Maltradition bis zur Gegenwart. Gerahmt wird dieser Gang durch die Galerie des Jesusbildes aber, paradox genug, durch den Hinweis, dass schon das Begehren der Konstantia, der Schwester Kaiser Konstantins, im vierten Jahrhundert, doch ein Bild Jesu zu haben, schon damals zurückgewiesen wurde. Statt ein Bild Jesu zu besitzen, gelte es vielmehr, schreibt Bischof Eusebius, „das Herz zu reinigen, denn die künftige Schau von Angesicht zu Angesicht ist denen verheißen, die reinen Herzens sind. Und es käme darauf an, statt ein Bild Christi vor sich zu haben, sich selbst als sein Bild zu gestalten.“¹⁴ Gegen Ende des Bandes, der in beeindruckender Weise sprachlich brillante Bildanalysen und -interpretationen komponiert hat, wird das Fehlen eines jeden authentischen Bildes Jesu christologisch eingeholt. Denn das Fehlen des „Angesichts Christi“ ist „kein kontingentes Defizit der Geschichte, sondern eine zur Erfüllung ihrer letzten göttlichen Aufgabe unumgängliche Preisgabe.“¹⁵ Wenn Jesu Hingabe heilsrelevant ist, haben Gläubige auch ihre Begehren, ein Bild von ihm zu haben „aufzugeben“. Das diffamiert und verwirft die Bildversuche nicht, relati-

viert sie aber heilsam und setzt sie gleichsam in den passenden spirituellen „Rahmen“.

Diesem zweiten Band folgt ein dritter *Leib und Leben*, in dem die Lebensabschnitte von Verkündigung bis zur Verklärung zum Thema werden. *Figuren* als letzter Band der Christologie widmet sich den Werken und Funktionen Jesu, wie sie „klassisch“ in der Ämterlehre verhandelt werden.

Dass die Reaktionen auf eine derart neue Form von Dogmatik „lebhaft“ ausgefallen sind, lässt sich leicht vorstellen. Sie reichen von einer Kritik am Titel Dogmatik, einem mangelndem theoretischem Fundament über die Frage nach den Auswahlkriterien der jeweiligen Werke (nicht doch rein subjektiv?) bis hin zur Sorge, Theologie werde, und sei es ganz ungewollt, in den Dienst eines doch überwundenen „Kulturchristentums“ gestellt. Andere stimmen euphorischen Jubel an und äußern begeistertes Lob dafür, dass Glaubenslehre poetisch doch adäquater, weil lebensweltlich so viel reicher geboten werde.¹⁷

4. Was steht an?

Ohne eine kritische Würdigung der beiden opera magna hier leisten zu können, dürfte unstrittig sein, dass Kunst, zumal auch Bilder in Zeiten eines *iconic turn* theologisch ernst zu nehmen sind. In nicht wenigen Monographien scheinen sie denn auch zunehmend in den theologischen Gedankengang einbezogen zu werden.

Verwunderlich finde ich allerdings, dass sowohl das Handbuch als auch die Poetische Dogmatik die neue Bildrealität im Sinn der digitalen Bildproduktion nicht erwähnen. Denn auch wenn die Überfülle ihrer Produkte motivisch nur wenige Anhaltspunkte für theologische Erkenntnisbemühungen bieten würden – (was noch zu prüfen bliebe) – verändern diese Verhältnisse doch, ob nun begrüßt oder kritisiert, unser aller Sehen und Bildverstehen. Mittelalterliche Kunst sehen wir anders als

Menschen des 13. Jahrhunderts, und auch diese Werke sehen wir heutige vermutlich deutlich anders als wir das in vordigitaler Zeit getan haben. Unser aller Sehen ist z.B. beschleunigt worden, welche Folgen und Implikationen das auch immer haben mag.

Zu fragen, was ansteht, kann keine Bilanz in wenigen Sätzen meinen. Das verbietet der Theoriegrad der vorgestellten Bücher. Auch ihr Material, die Bilder und Künste widersetzen sich schon als Kunst jedem schnellen „Ausmünzen“ zu einem praktischen Nutzen.

Aber, soviel scheint sich aufzudrängen: Die Entwicklung einer Bild- und Kunstkompetenz in Kirche und Theologie steht an. Auf dass die Potentiale und Herausforderungen nicht verkannt werden, die Kunst und Bilder in sich tragen; dass aber auch nicht unbedacht – getrieben, up to date zu sein – im Strom der Bilder mitgeschwommen werde. Beide vorgestellten Buchprojekte können dazu helfen, zwischen Treue zum Bilderverbot, traditioneller katholischer Bildfreundlichkeit und einer virulenten Kunst-Bild-Gegenwart einen christlich verantwortlichen Gebrauch von Kunst und Bild zu machen.

Anmerkungen:

- 1 Denn in seiner Komplexität hat das Bild suggestive Züge; mit einem Blick, simultan vermittelt es Vieles, wozu ein Text Zeilen braucht, die einen auch zeitlichen Ablauf des Lesens erfordern.
- 2 Dass daraus Religion, wenn nicht gleich Gott als Funktion des Gehirns behauptet wurde, belegt einmal mehr, wie schnell Spitzenerkenntnisse in einem, hier bildtechnischen Bereich, verbrüdet sein können mit einer Unbesonnenheit, die genauso staunen lässt.
- 3 Gottfried Boehm, Die Bilderfrage, in: ders. (Hg.), Was ist ein Bild. München 1994, 325.
- 4 A.a.O., 327
- 5 Ders., Die Wiederkehr der Bilder, in: s. Anm. 1, 13.
- 6 W. J. T. Mitchell, Bildtheorie (Hg. G. Frank). Frankfurt 2008, 101 ff. Zum Unterschied beider vgl. Gustav Frank im Nachwort 483-487.
- 7 Ob dabei wirklich ein *turn* den anderen abgelöst hat, scheint mir bezweifelbar und zumal heute gar nicht entscheidbar zu sein. Vielleicht überlagert der *iconic turn* den der Sprache oder er „vermischt“ sich mit ihm. Hinzu kommt, dass weitere *turns* wie der *spatial turn* (Räumlichkeit) nach einer Phase der Dominanz der Zeit wie auch ein proklamierter *cultural turn* „die Sache“ nicht einfacher machen und die Bedeutung des *turns* auch zu relativieren drohen.
- 8 Stellvertretend nur ein Hinweis, da die Publikation die Zweijahrestagung der Arbeitsgemeinschaft der katholischen Dogmatiker und Fundamentaltheologen des deutschen Sprachraums aus dem Jahr 2010 dokumentiert und die allgemeine Aufmerksamkeit für die Thematik anzeigt. Vgl. E. Arens, Gegenwart. Ästhetik trifft Theologie (QD 246). Freiburg u.a. 2012. Zum Bilderverbot vgl. F. Hartenstein/ M. Moxter, Hermeneutik des Bildverbots. Exegetische und systematische Annäherungen. Leipzig 2016.
- 9 R. Hoeps, Einleitung, in: Ders. (Hg.), Handbuch der Bildtheologie. Band III: Zwischen Zeichen und Präsenz. Paderborn 2014, 8. Die Seitenbelege aus dem Handbuch werden im Folgenden als Ziffern im Text angegeben.
- 10 Die vier Bände erscheinen also nicht in Abfolge ihrer Zählung nach Maßgabe der Konzeption; danach ist 2014 nach dem ersten zunächst also der dritte Band erschienen.
- 11 Christologie 1. Namen. Paderborn u.a. 1995, 9.
- 12 Vgl. Christologie 2. Schrift und Gesicht. Paderborn u.a. 1996, 9.
- 13 Christologie 1.
- 14 Christologie 2, 100.
- 15 A.a.O. 256.
- 16 Vgl. Rauchenberger: „Allein deshalb ist die Halbwertszeit seiner Schriften mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit mit keinem zweiten Theologen aus der Gegenwart vergleichbar“, in: <https://www.feinschwarz.net/eine-lange-halbwertszeit-ein-nachruf-auf-alex-stock/> (Zugriff 10.1.2019)
- 17 Zu den kritischen Reaktionen Stellung nimmt Stock Stellung. Vgl. Zur Idee einer poetischen Dogmatik, in: E. Arens, Gegenwart (Anm.8), 21-45. Dieser Artikel empfiehlt sich auch als bündige Darstellung des Konzepts der Poetischen Dogmatik, das innerhalb der Bände jeweils sich summierend in den Vorreden deutlich gemacht wird.

Leserbriefe

Zu Bruno Schrage: Christliche Professionalität (Heft 1/2019, 16–20).

Bruno Schrage zitiert zu Recht den Journalisten Peter Scherle, der angesichts des Wandels in der Gesellschaft und der Urteile des EuGH aus dem Jahr 2018 feststellt: „Die Mitgliedschaftsgrenze hat sich verflüssigt, und die Kirchen müssen darauf neue theologische Antworten finden.“

Eine solche theologische Antwort deutet Bruno Schrage gleich im ersten Satz seines Artikels an: „...Einrichtungen in Diakonie und Caritas werden künftig interkonfessionell und interreligiös aufgestellt sein und gerade so ihre christliche Identität leben.“ Das lässt schon stutzen: Wie soll echte christliche, gar katholische Identität aus einer Arbeitsgemeinschaft von katholischen, evangelischen, muslimischen und konfessionslosen Menschen entstehen? Identität setzt eine gewisse Homogenität voraus, sonst wird sie zu einer bloß noch abstrakten und letztlich unbestimmten Größe („Nächstenliebe“, „Christliches Menschenbild“).

Ebenso problematisch ist der Begriff einer „Christlichen Professionalität“. Es geht hier offensichtlich nicht mehr um eine wirkliche Überzeugung, sondern um ein im beruflichen Kontext zur Geltung gebrachtes Wissen und Handeln aus christlicher Tradition und christlichem Geist. Der Mensch, der in einer kirchlichen Einrichtung arbeitet, zieht an der Eingangstür eine Art spirituell-moralischen Kittel über, um ihn bei Dienstschluss wieder abzustreifen. Denn das Privatleben muss mit dem Christentum nichts mehr zu tun haben, dies ist ja auf den professionellen Bereich beschränkt.

Ein solches Konzept entlarvt sich selbst; es nimmt weder das Christentum noch die gesellschaftliche Wirklichkeit ernst. Die theologische Antwort auf die Situation unserer Zeit lautet daher schlicht: Entweltlichung.

Meint: Die Kirche betreibt nur noch solche Einrichtungen in eigener Trägerschaft, die ausdrücklich katholisch sein können und wollen. Also möglichst mit einer Ordens- oder Laiengemeinschaft, die dort lebt. Mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die ihr Christsein ganzheitlich leben wollen und nicht nur „professionell“. Mit einer ausdrücklichen Verbindung von (Schul-)Medizin und Spiritualität. In „weltlichen“ Krankenhäusern und Altenheimen ist die Kirche selbstverständlich weiter präsent durch Seelsorge und spirituelle Angebote – wie jetzt schon beim Militär oder im Strafvollzug.

Pfr. Rüdiger Hagens, Heinsberg

Zu Stephan Winter: An den Grenzen des Daseins ... (Heft 12/2018, 374–379).

Mit großem Interesse habe ich die Ausführungen von Prof. Dr. Winter zu dieser Thematik gelesen und möchte gerne den Fokus nicht nur auf sogenannte „Großschadeneignisse“ und die Reflexion solcher Grenzsituationen in Theorien von Psychologie, Theologie und Soziologie richten wollen. Wir alle wissen, was solche Erlebnisse im Erleben der Menschen anrichten können. Nicht zuletzt ist gerade in diesem Kontext nicht selten von posttraumatischen Belastungsstörungen die Rede, die ohne entsprechende medizinische und psychologische Hilfen nicht bearbeitet werden können und zu einer andauernden Beeinträchtigung des alltäglichen Lebens in nahezu allen (emotionalen) Bezügen führen können. Wer dann schon „weinen“ kann, ist vielen in der Bearbeitung schon um einiges voraus. Ich möchte gerne in der Intention dieses Schreibens auf folgendes hinaus: Es sind nicht nur die Großschadeneignisse, die unser Leben von jetzt auf gleich völlig „umkrepeln“ können. „An die Grenzen des Daseins“ kann der Mensch schon in seinem „kleinen Alltag“ geführt werden. Auch hier sind Riten etwa in einer Gedenkfeier für einen verstorbenen Menschen, der sich

das Leben genommen hat, sehr hilfreich, da sie „die Komplexität von Situationen, damit Handeln ermöglicht wird“, reduzieren. Diese „Ritendiakonie“ ist nach meinem Dafürhalten, wenn man sie empathisch und sinnvoll einsetzt, wirklich sehr hilfreich, da sie die Option einer, wenn oft auch nur in einem geringen Ausmaß, Orientierung aus einer sich durch eine Grenzsituation erzeugten Ohnmacht zu geben durchaus vermag. Das möchte ich an einem Beispiel, das ich selber erlebt habe, festmachen wollen: Eine junge Frau, die lange Jahre an einer schweren psychischen Erkrankung litt, die sie trotz professioneller Begleitung nicht „in den Griff“ bekam, sah für sich aufgrund ihres Leidens letztendlich nur noch den Ausweg, ihrem Leben ein Ende zu setzen. Dieses Ereignis erzeugte in ihrem Freundes- und Bekanntenkreis eine Welle von Betroffenheit, (emotionaler) Ohnmacht in Kombination von Schuldfragen, die in einer Andacht, die für die Betroffenen und die Verstorbene gemacht wurde, zutage trat. Ca. 50 Personen waren in die Kapelle gekommen und konnten es einfach nicht fassen, dass sich die junge Frau das Leben genommen hatte. In der ersten Reihe saßen die engsten Freunde von ihr, die sehr von Schuldfragen und Weinen geplagt waren. Wie hiermit umgehen und wohin nur mit dieser Ohnmacht? Ich war froh, dass es den Raum der Kapelle, einen Ort außerhalb des üblichen Alltags gab, wo man hinkommen konnte. Und ich war auch froh, dass die Menschen hierher kamen. Denn so konnten sie schon allein durch ihr Kommen ihrer eigenen Ohnmacht ein wenig Handeln entgegengesetzen. Während der Andacht wurde immer deutlicher, dass einige Anwesende so sehr von Schuldfragen, die dahin gingen, ob sie denn nicht den Suizid hätten verhindern können, eingeengt waren, dass die Andacht zu einem Forum wurde, in der die Schuldfrage unter meiner Leitung auf den Fokus der psychischen Erkrankung der Verstorbenen hin erörtert wurde. Nach dieser „Unterbrechung“ war die Schuldfrage den Umständen entsprechend „geklärt“ und die unberechtigten Selbstvorwürfe

nach meinem Erleben nahezu „vom Tisch“. Danach war das Gefühl der Ohnmacht, die noch immer den Raum ausfüllte, etwas geringer geworden und die Andacht konnte „fortgesetzt“ werden. Ich bin wirklich froh, dass wir (als Kirche) den Glauben und Riten haben, um schrecklichen Ereignissen, wenn oft auch nur bruchstückhaft, ein „Handelsspektrum“ geben zu können. Und ich möchte darauf verweisen, dass der Umgang mit Trauer, Tod und Sterben, der immer noch im gesellschaftlichen Bewusstsein eher verdrängt wird, mehr Mitmenschlichkeit und Aufmerksamkeit zugebracht werden müsste, damit es „An den Grenzen des Daseins ...“ auch im Alltag des Menschen unabhängig von „Großschadensereignissen“ vielleicht ein wenig menschlicher und erträglicher wird.

Diakon Georg Quednow, Lingen

Zu Volker Hildebrandt: Priesterliche Kleidung (Heft 2/2019, S. 51-54).

Priesterkleidung hab ich nie getragen, auch nicht wenn der Bischof kam.

Ich habe viele positive Erfahrungen mit dem Gegenteil gemacht. In der Straßbahn, nach einem kurzen Gespräch mit einem Bettler (und der Übergabe eines Essensgutscheins für den Vringstreff) fragte mich ein Passagier der Bahn: „Sind sie von der Kirche?“ „Wie kommen Sie denn da drauf?“ „Sie sind so anders mit dem umgegangen.“

Und ein anderes Erlebnis: In der KVB Nr. 12 zwischen Zollstock und der Stadt steht plötzlich ein junger Mann vor mir und fragt: „Entschuldigung, sind Sie Pfarrer?“ „Wie kommen Sie denn darauf?“ „Ja, Sie haben hier in der Bahn mit so unterschiedlichen Leuten gesprochen, das kann nur ein Pfarrer sein!“

Hat doch mal ein alter Kirchenvater gesagt: „Die Leute sollen euch nicht an der Kleidung erkennen, sondern ...“

Johannes Krautkrämer, Köln

Auf ein Wort

d u – statt unsere hingabe zu verlangen
gibst dich uns selber hin
steigst in unser „staub und asche“
nieder-gang
statt lohn - „werde, der du bist“ – ent-selbung, gottesnähe
der sich uns an-trauende gott
erhaben als demütig
im lieben zum lieben
nieder-kunft
in der wir menschen
uns an-trauend
gottraum empfangen
und
in diesem
einander empfangen
je jede und jeden
im d u zum d u

markus roentgen

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | PR Dieter Praas, QuellPunkt - Kath. Hochschulzentrum, Campus-Boulevard 30, 52074 Aachen | Prof. Dr. Bernhard Sill, Kardinal-Schröffer-Straße 24, 85072 Eichstätt | Dr. Nicole Hennecke, Gratianstraße 1, 54294 Trier | Dr. Paul Petzel, Vulkanstraße 20, 56626 Andernach

Beirat: Domkapitular Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001, Fax (0221) 1642-7005, E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

ISSN 1865-2832

Ritterbach Verlag GmbH · Friedrich-Ebert-Straße 104 · 50374 Erfstadt
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E